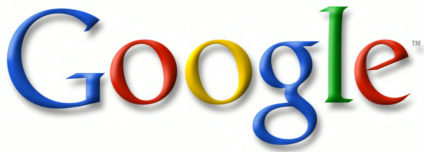


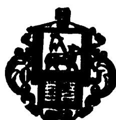
Alfred Meißner – Franz Hedrich.

Geschichte

ihres literarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die Alfred Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode 1885 an Franz Hedrich geschrieben.

Von

Franz Hedrich.



Berlin 1890.

Verlag von Otto Janke.

Vorwort.

Ich veröffentliche meine literarische Selbstbiographie und das besondere, vielleicht einzig in seiner Art dastehende Schicksal meiner Bücher, welche ein Vierteljahrhundert lang die weitesten Leserkreise so sehr, als die Werke irgend eines Zeitgenossen, beschäftigt und interessirt haben, deren Ursprung aber noch bis zum heutigen Tage der Feder Alfred Meißners zugeschrieben wird.

Sowohl die Ursachen und Hindernisse, in Folge derer bisher mein Name im Dunkel geblieben ist, als auch meine Versuche, an das Tageslicht durchzubrechen, welche zu immer wiederkehrenden Krisen geführt und mein Verhältniß zu Meißner erschüttert haben, sind in meinem Buche zur unmittelbarsten Anschauung gebracht und es wird sich zur vollsten Evidenz herausstellen, daß Meißner gerade während der letzten und schwersten dieser Krisen plötzlich gestorben und der persönlichen Verantwortuug entzogen worden ist.

Seitdem hätte ich zur Anerkennung der mir gebührenden Autorrechte den Rechtsweg schon längst betreten, wenn das österreichische Gesetz in Civilklagen ein freies Beweisverfahren, das bei meinem Rechtsfalle unerläßlich nöthig wäre, gestatten und nicht bestimmte, höchst beengende Beweisregeln vorschreiben würde, so daß es vorkommen könnte, daß der Richter eine Sache, von deren Rechtmäßigkeit er persönlich überzeugt wäre, wider Willen abweisen müßte. Das österreichische Gesetz erlaubt jedoch in meinem Falle, zwei Sachverständige beizuziehen, welche, wie die Geschworenen, nach einem freien Beweisverfahren urtheilen dürfen und deren Urtheil maßgebend ist, wenn dasselbe von beiden Seiten einmüthig lautet, aber, diesen Weg einzuschlagen, bin ich durch alle Erfahrungen meines Lebens abgeschreckt und erinnere mich so vieler Prozesse, in welchen Sachverständige, Aerzte und Experten aller Art durch ihre diametral entgegengesetzten Ansichten das unerquicklichste Schauspiel der Welt geboten haben. Zwei Sachverständigen, wer immer auch diese sein mögen, mein literarisches Schicksal anheimzugeben, kann ich daher keinen Augenblick in die Versuchung kommen und appellire mit dem vollsten Vertrauen an das Publikum und die Kritik, das oberste Tribunal in rein literarischen Angelegenheiten, welches die von mir erhobenen Ansprüche von allen Gesichtspunkten mit tausend und

tausend Augen prüfen und in den Irrthum oder die Parteilichkeit von einer kleinen Handvoll von Sachverständigen niemals verfallen kann.

Durch die Macht eigenthümlicher Verhältnisse kommt die unermüdliche Thätigkeit eines langen Schriftstellerlebens erst jetzt zur öffentlichen Kenntniß, spät, aber nur für mich so spät, nicht für die Welt, deren Interesse daran nicht eher erlöschen kann, als bis Alfred Meißners Name vergessen ist.

Die Original-Briefe, auf welche die Geschichte meines literarischen Verhältnisses gestützt ist, befinden sich sämmtlich im Gewahrsam der Firma Otto Janke in Berlin, welche zehn Jahre lang die Werke von Meißner, darunter „Schwarzgelb" und die „Kinder Roms", herausgegeben hat und bei welcher auch jetzt mein Buch erscheint. Die dermaligen beiden Inhaber der Firma, die Alfred Meißner wohl gekannt haben und einen ganzen Band seiner Geschäftsbriefe noch besitzen, sind in jeder Hinsicht vorzugsweise befähigt und kompetent, die Aechtheit und Authentizität der von mir bei ihnen hinterlegten dokumentarischen Beweise zu verbürgen, und haben begreiflicher Weise ein natürliches Interesse, dem wahren Verfasser der in Frage stehenden, in ihrem Verlage erschienenen Werke zu seinem guten Rechte zu verhelfen.

Franz Hedrich.

Ich, Franz Hedrich, der Verfasser dieses Buches, machte Alfred Meißners Bekanntschaft durch meinen verstorbenen Freund, den Dichter Moritz Hartmann kurz vor Weihnachten im Jahre 1847 in meiner Vaterstadt Prag in Böhmen.

Trotz allerlei Gegensätzen, die in unserem Charakter und unserer Weltanschauung lagen, wuchs die engste Freundschaft rasch heran, welche schon nach wenigen Jahren durch ein beinahe ununterbrochenes Zusammenleben in Frankfurt am Main, Paris, Karlsbad, Prag und den österreichischen Alpen die Natur eines wahrhaft brüderlichen Verhältnisses annahm und bestimmt war, wie eine Schicksalsmacht, unserem ganzen nachherigen Leben seinen Lauf vorzuschreiben.

Kaum hatten sich die politischen Wogen des Jahres Acht und Vierzig gelegt, so warfen wir uns Beide mit jugendlichem Enthusiasmus auf die dramatische Produktion, zu welcher wir uns mit besonderer Vorliebe hingezogen fühlten.

In den nächstfolgenden Jahren veröffentlichte ich das dramatische Gedicht „Kain", die Tragödie „Lady Esther Stanhope" und einige Novellen, während Meißner mit dem Skizzenbuche „Am Stein" und

seinen zwei Tragödien „Reginald Armstrong" und das „Weib des Urias" auftrat.

Da kam das Jahr 1854 heran — ein verhängnißvolles Jahr, dessen Nachwirkungen noch bis zum heutigen Tage mit allen ihren verderblichen Folgen auf mir lasten.

Meißner, der mich als den stärkeren, ihm überlegenen Mann betrachtete und von meinem Geiste eine bis an Ueberschätzung streifende, maßlos hohe Meinung hatte, wovon beinahe jeder seiner Briefe die hier in diesem Buche mitgetheilt werden, ein mehr oder minder beredtes Zeugniß giebt, unterordnete sich gänzlich meinen Ansichten und meinem Urtheile, gewöhnte sich aber auch bald, die Lösung aller Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung seiner literarischen Arbeiten stieß, auf meine Schultern zu legen.

Ich half ihm nach besten Kräften mit Rath und That, nicht selten so tief eingreifend, daß die von mir gemachten Aenderungen einem vollständigen Neubaue gleich waren.

Im Monat März 1854 sandte er mir das Manuskript seiner neuesten Tragödie „Warbeck" — der bekannte englische Thronprätendent — zur Durchsicht und Feilung nach Gotha, wo ich mich damals aufhielt, ein.

Es war eine Schleuderarbeit, keiner Verbesserung werth, noch fähig. Kein Stein konnte auf dem anderen stehen gelassen werden. Ich schrieb ihm das, doch auf sein wiederholtes Zudringen entschloß ich mich endlich, seinem Wunsche zu willfahren und das ganze Drama umzuarbeiten.

Hier lasse ich Meißner selbst zum ersten Male reden und theile den Brief mit, in dem er sich über sein eigenes Manuskript und meine Umarbeitung ausspricht.

Prag, 8. Mai 1854.

Mein bester Freund!

Groß, vortrefflich! Wie Midas haben Sie Dreck in echtes Gold verwandelt. Soeben lege ich den III. Akt, der heute ankam, aus der Hand und bin voll Bewunderung und Freude.

Sie haben nicht zu wenig gesagt, als Sie behaupteten, Sie hätten aus Clifford einen König der Arglist gemacht. In den ersten zwei Akten habe ich es nicht so recht herausfinden können. Er erschien mir nur intriguenlustig, ohne daß sein Scharfsinn besondere Siege erfochten hätte, aber hier im III. Akt muß man rufen: Vortrefflich, vollendeter Künstler!

Wenn nicht schon die Leute wüßten, daß ich einen Warbeck schreibe, so würde ich vor Sie hinstürzen und sagen: Nein, das darf nicht so hingehen! Nehmen Sie das Werk, es ist ja das Ihrige! Es trägt zu sehr die Signatur des göttlichen Meisters auf der Stirn, als daß ich es als mein nennen dürfte! Gespielt muß es hinreißen!

Doch — wie gerne ich noch weiter jubelte, ich breche ab, um Ihnen den Plan mitzutheilen, den ich gefaßt habe, den ich Ihnen unterbreite und für den ich Sie zu gewinnen hoffe.

Grundlage desselben ist, daß jede Reise zwecklos wäre, wenn sie nur in einer Villeggiatur in Gotha, Liebenstein u. s. w. bestehen sollte. Wir setzen uns ohne Weiteres nach Paris zu in Bewegung.

Ich schreibe für die Ostdeutsche Post (Ignatz Kuranda's Zeitung in Wien) Feuilletons aus Paris, kurz, wir bleiben in der Götterstadt. Sie werden dort Zeit genug finden, die Enklizia zu schreiben. Die Korrektur Ihrer Novellen wird Ihnen ebenso hingeschickt.

Das wäre Alles! Vollenden Sie das große Liebeswerk, liebster Freund, dem ich ewig dankbar sein muß!

Ihr Meißner.

Dieser Brief verräth nicht allein den wahren Ursprung der Tragödie Warbeck, welche unter dem Titel „Der Prätendent von York" über mehrere Bühnen gegangen und in der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Grunow in Leipzig als selbstständiges Buch erschienen ist, sondern dient auch allen meinen bisherigen Aussagen, die ich über Meißners Verhältniß und Stellung zn mir gemacht habe, als Beleg, der an Klarheit Nichts zu wünschen übrig läßt.

Unter anderen Umständen hätte ich das Stillschweigen über die Entstehung des Prätendenten von York nicht gebrochen. Was ich da that, that der Freund dem Freunde — ein Liebeswerk, wie es Meißner in seinem Briefe nennt. Da aber die Geschichte meines literarischen Verhältnisses nothwendiger Weise die Enthüllung mit sich führt, daß ich nicht allein der Mitarbeiter an den meisten unter

Alfred Meißners Namen erschienenen, prosaischen Werken', sondern auch der alleinige Erfinder und Verfasser der Romane „Zwischen Fürst und Volk, Sansara, Neuer Adel, Schwarzgelb, Kinder Roms, die Prinzessin von Portugal, Norbert Norson u. s. w. bin, fällt es sicherlich kaum ins Gewicht, was ich auch über den Prätendenten von York sage. Ueberdies kann ich nicht aus untergeordneten Rücksichten auf den Gebrauch des mitgetheilten Briefes verzichten, weil derselbe gleichsam den Grundstein meiner literarischen Geschichte bildet und noch dazu mit den nächstfolgenden Begebenheiten in einem ursächlichen Zusammenhange steht.

Aus demselben Grunde erwähne ich auch noch im Vorübergehen Meißners zwei vorhergehende Tragödien, Reginald Armstrong und das Weib des Urias. Ein Vergleich der ersten Auflage dieser beiden Dramen mit der zweiten zeigt die wesentliche Umgestaltung, welche ich mit derselben freundschaftlichen Bereitwilligkeit ausgeführt habe. Da ich aber auf keines dieser Dramen irgend ein Gewicht lege, führe ich Nichts zum Beweise dessen an und fürchte nicht, mit der einfachen Behauptung auf einen unbedingten Unglauben zu stoßen, denn es liegt unbestreitbar in der Natur der Dinge, daß sich Alles stufenweise entwickelt und daß sich auch in diesem Falle der Umfang meiner literarischen Mithilfe nur nach und nach erweiterte, sich aber nicht urplötzlich so weit, wie beim Prätendenten von York erstrecken konnte, ohne schon lange vorher in einem immer zunehmenden Maße in Anspruch genommen worden zu sein.

Die Reise nach Paris, für die Meißner in

diesem Briefe so sehr schwärmt, machte ich aus verschiedenen Gründen nicht mit. Er ging allein, während ich mich von Gotha nach Tabartz, am Fuße des Inselberges in Thüringen gelegen, begab, um dort den Sommer zuzubringen und in ländlicher Abgeschiedenheit den lang und still gehegten Plan zu einem Roman aus der allerjüngsten Vergangenheit auszuführen.

Dieser Roman, „Der Pfarrer von Grafenried", welcher schon am Anfang des folgenden Jahres 1855 in der Verlagsbuchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg erschien und dann später unter dem veränderten Titel „Zwischen Fürst und Volk" mehrere Auflagen erlebte, ist in der langen Reihe der von mir verfaßten und unter dem Namen Alfred Meißner veröffentlichten Werke, der Zeitfolge nach, der allererste, dessen ganze Urheberschaft ich zu beanspruchen habe.

Den ersten Anstoß, „Zwischen Fürst und Volk" zu schreiben, gab mir eine Begebenheit aus der stürmischen Märzperiode des Jahres Acht und Vierzig in einem kleinen deutschen Fürstenthume, welche ich während meines Aufenthaltes in Weimar 1852 von meiner Hausfrau, der Gattin des Juweliers Weiß, an einem Winterabend hörte, und eine merkwürdige kleine Hofgeschichte, welche mir der verewigte große Franz Liszt fast um dieselbe Zeit erzählte.

Meine Arbeit war schon ziemlich weit vorgerückt, als Meißner auf der Rückreise von Paris an einem der letzten Tage vom August 1854 in Tabartz eintraf, um dort den Rest der schönen Jahreszeit mit mir zu verbringen.

Ich hatte ihm die zwei Geschichtchen, die ich in Weimar gehört, in einer Plauderstunde schon vor längerer Zeit erzählt, ehe ich noch selbst ahnte, welchen fruchtbaren Samen dieselben enthielten, und seine Ueberraschung war unendlich groß, bei seiner Rückkehr zu finden, daß ich aus diesem kleinen anekdotenhaften Stoffe die Handlung eines zeitgeschichtlichen Romans ausgesponnen hatte.

Der Brief vom 8. Mai 1854, der kurz vorher mitgetheiit worden ist und meinen Antheil an der Entstehung des Prätendenten von York offenbart, hat noch eine weitere Tragweite, denn Meißner bezeichnet auch unsere allernächsten literarischen Arbeiten darin, mit welchen wir uns während des Sommers in Paris beschäftigen sollen.

Wie man sieht, hat Meißner keine höhere Aufgabe im Auge, als Pariser Feuilletons zu schreiben und setzt voraus, daß ich an dem Drama Enklizia arbeiten werde, welches ich im vergangenen Winter entworfen, doch liegen gelassen und niemals vollendet habe. Hätte er dabei den „Pfarrer von Grafenried“ nicht mit einem Worte erwähnt? Seinen allerersten Roman, der unmittelbar darauf so rasch entstanden ist?

Das schrieb er am 8. Mai 1854, ging dann nach Paris, kam gegen Ende von August nach Tabarz zu mir, im September wurde der Roman von Hoffmann und Campe in Hamburg in Verlag genommen, nicht lange nach Neujahr 1855 schon gedruckt und bald darauf veröffentlicht.

Die Schlußfolgerungen ergaben sich von selbst.

Meißner erhielt während seines Aufenthaltes

in Paris, wo er den Dichter Heinrich Heine zum letzten Male im Leben sah, von Julius Campe, dem Chef der genannten Firma in Hamburg und Verleger der Heine'schen Schriften, den Antrag — ob mündlich oder schriftlich entsinne ich mich nicht mehr — ein Buch über Heinrich Heine zu schreiben und ging mit der größten Bereitwilligkeit darauf ein, machte jedoch die Bedingung, das Buch erst in einer nicht näher bestimmten Zeit zu liefern, bis er das hierzu nöthige Material gesammelt hatte.

Ganz kurz nach Meißners Ankunft in Tabartz kam von Julius Campe, dem im Interesse seines Verlags an dem Heinebuche sehr viel gelegen war, ein vier Quartseiten langer Brief, in welchem er Meißner an die möglichst rasche Erfüllung des Versprechens mahnte und, um ihn anzueifern und zu binden, sich erbot, auch jedes andere beliebige Werk zu drucken.

Als mir Meißner diesen Brief mitgetheilt hatte, bedauerte er unendlich, weder ein Werk, noch einen Stoff zu einem solchen in Bereitschaft zu haben und die Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen zu müssen, mit einer so einflußreichen Firma, die überdies ein weit höheres Honorar, als das bisher erzielte, in Aussicht stellte, in Verbindung zu treten und machte mir an einem der nächsten Abende den Vorschlag, an meinem Roman aus allen Kräften mitzuarbeiten und denselben unter meinem und seinem Autornamen Campe anzubieten.

Dagegen wandte ich vor allem Anderen nicht mit Unrecht ein, daß es zwar in Frankreich, doch noch nicht in Deutschland Sitte sei, daß zwei Autoren

Ein Werk herausgeben und daß daher bei den herrschenden Vorurtheilen die Aufnahme und der Erfolg des Romans leiden würden, wenn nicht sogar ganz und gar gefährdet wären.

Meißner rückte nach und nach mit seinem eigentlichen Plane heraus, daß ich ihm gestatte, den Roman als sein eigenes Werk Campe anzubieten und machte sich dabei verbindlich, mich, als den Mitverfasser, öffentlich anzuerkennen, sobald der Zeitpunkt gekommen wäre, der mir nach der Veröffentlichung des Romans dazu geeignet schiene.

Von den daraus entspringenden Vortheilen, doch aber auch von meiner Freundschaft geleitet, weil ich durch meine Arbeit Meißner den Mitgenuß aller dieser Vortheile verschaffte, machte ich mich mit seinem Vorschlage vertrauter und vertrauter. Das Opfer schien mir nicht allzu groß, da sich ja die Mitarbeiterschaft nur auf diesen Roman beschränken sollte und ohne meine besondere Einwilligung keinen Schritt weiter erstrecken konnte, aber, ehe noch alle meine Bedenken ganz verflogen waren, hatte Meißner, ohne mir ein Wort vorher zu sagen, meinen Roman unter seinem eigenen Namen Campe angetragen und überraschte mich mit Campe's Antwort, welcher zufolge der Handel abgeschlossen war.

Der Würfel war gefallen und obgleich ich keinen Mitarbeiter brauchte, wies ich unter solchen Umständen Meißner eine Partie zur Ausführung an. Sicherlich mußte mir um diese Zeit das Maß seines Talents bekannt gewesen sein, dennoch überschätzte ich ihn noch immer und sah erst bei dieser Gelegenheit, daß

seine Kraft zur befriedigenden Lösung der ihm zugetheilten Aufgabe bei Weitem nicht hinanreichte.

Von seiner verschwindend kleinen Mitarbeit war Nichts zu brauchen und er verließ sich fortan ganz auf meine Feder, ohne sich mehr hineinzumengen, so daß in dem ganzen Roman keine Zeile von ihm selbst geschrieben steht.

Als wir uns tief im Oktober in Tabartz von einander trennten, nahm Meißner alles vorhandene Manuskript mit sich nach Prag. Der ganze Rest kam von Gotha wenige Wochen nach Neujahr 1855 in seine und in Campe's Hände.

„Zwischen Fürst und Volk“ ist der einzige meiner hervorstechenden Romane, über welchen ich gar keinen urkundlichen Beweis meiner Urheberschaft besitze. Unzweifelhaft müssen darauf bezügliche Briefe von Meißner existirt haben, sind aber theils von der unendlich langen Zeit verschlungen, theils durch meine vertrauensvolle Sorglosigkeit verschleudert worden. Der Zukunft unkundig, habe ich damals und noch viel länger, bis zum Jahre 1870 nicht den hohen Werth geahnt, welche die Briefe in dem Kampfe um mein geistiges Eigenthum einst haben würden. Daß ich aber dennoch einen Haufen starker, überwältigender Beweise, mit welchen ich meine Sache siegreich auszufechten hoffe, in meinen Händen habe, ist nur Zufallslaune und Schicksalsgunst.

Ich bin daher von dem unerschütterlichen Vertrauen erfüllt, daß der wahre Ursprung von „Zwischen Fürst und Volk“ nicht lange im Dunkeln bleiben könne. Wenn aus meinen Beweisquellen hervorgegangen sein wird, daß ich, von meinem ersten Roman

„Zwischen Fürst und Volk“ angefangen, noch so viele Werke von Meißner, darunter alle seine berühmt gewordenen Romane in ununterbrochener Reihenfolge geschrieben habe und wenn endlich Meißners ganzes Charakterbild, als Romandichter, von ihm selbst gemalt, aus seinen Briefen klar und anschaulich hervorleuchten wird, so muß der letzte Zweifel verschwinden und Alles zu dem Schlusse unwiderstehlich hindrängen, daß in der langen Kette der Werke, die ich unter Alfred Meißners Namen in die Welt gesandt habe, „Zwischen Fürst und Volk“ nothwendiger Weise einen Ring bilde.

Mit der Veröffentlichung des Romans „Zwischen Fürst und Volk“ unter Meißners Namen umschlang uns Beide fortan ein neues Band, noch stärker, als unsere bisherige Freundschaft — das Band der literarischen Solidarität und des literarischen Geheimnisses.

Dieses Werk wär kaum im Buchhandel erschienen, als ich schon einen neuen Roman „Freiherr von Hostiwin“ entworfen hatte und auszuführen begann.

Um die Mitte von Mai 1855 ging ich mit Meißner, der mich in Gotha abgeholt hatte, aufs Land und wir blieben bis Oktober beieinander, zuerst im Bade Blankenburg im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, wo ohne die allergeringste Mitwirkung von Meißners Seite der erste Band von Hostiwin entstand, und dann in Streitberg in der fränkischen Schweiz, wo ich den zweiten oder letzten Band von Hostiwin schrieb.

Dieser Roman ist dem vorigen so unverhofft rasch nachgefolgt, daß das Publikum und die Kritik

noch nicht die Zeit gehabt, sich eine feste, endgiltige Meinung über denselben zu bilden und daß sonach Meißners öffentliche Anerkennung meines Antheils an „Zwischen Fürst und Volk verfrüht gewesen wäre.

Theils aus diesem Grunde, theils aus meinem Wunsche, die pekuniären Früchte des neuen Werkes ohne allen Verzug zu ernten, entschloß ich mich schon im Frühjahr gleich beim Beginne der Arbeit, wie schwer es mir auch ankam, auch noch Hostiwin unter Meißners Namen zu veröffentlichen und meine Urheberschaft mit ihm zu theilen. Demnach ist der Kontrakt mit dem Verleger fast zu derselben Zeit abgeschlossen worden, als die ersten Exemplare von „Zwischen Fürst und Volk" versandt worden sind.

Auf diese Art erschien im Spätherbst 1855 „der Freiherr von Hostiwin" in Kobers Album in Prag.

Nach unserer Abreise von Streitberg trennten wir uns in Lichtenfels und ich schlug diesmal mein Winterquartier in Koburg auf. Kurz nach meiner Ankunft erhielt ich dort den folgenden Brief aus Karlsbad, wo sich Meißner bei seinen Eltern aufhielt.

Karlsbad, 13. Oktober 1855.

Welche Klagen, bester Freund! Ist denn so viel verloren? Es ist wohl sehr traurig, daß die Vorstellung von „Baron und Gräfin" so weit zurückgelegt gedacht werden muß, aber ist es nicht möglich, daß zum Beispiel von Frankfurt nächste Tage Trost kommt?

Es ist wahr, wir müssen rechnen. Vor Januar fließt keine Tantième vom Prätendenten von York ein, vor Januar ist das Heimbuch nicht saldirt,

der „Baron“ nicht fällig, bis Januar müssen wir auszukommen suchen.

Wenn wir nun rechnen: Hostiwin zweiter Band = 14 Bogen, Rest vom ersten Band, so bekommen wir 30 Louisdors + 100 Gulden mindestens.

Daß ich im Nothfalle an Heinrich (den Theateragenten in Berlin) um die Honorare von Stettin und Brünn schreiben kann, ist auch natürlich.

Wenn ich Ihnen in meinem vorigen Briefe vorzüglich ein Stück zu schreiben rieth, ist es die Beachtung des Geldpunktes. Statt Hostiwin hätten in der halben Zeit zwei Stücke geschrieben werden können und daß dabei mehr Geld und Renommee heraussieht, ist klar.

Es giebt kein dramatisches Talent jetzt. Sehen Sie diesen Prätendenten! Er ist nur für große Theater, braucht enormes Personal, doch haben ihn kleine Theater gespielt, nur darum, weil sie Nichts haben.

Rechnen Sie nun Prag, Brünn, Stettin, Weimar, so giebt es so viel, als ein Romanband. Und nun soll Wien erst kommen!

In welchem Loche sitze ich hier, da Sie über Koburg klagen! Selbst H . . ., hier der einzige und interessanteste, ist wenig interessanter, als, zum Beispiel, der Schullehrer in Streitberg.

Ich umarme Sie herzlichst! Eiligst

Ihr Meißner.

Meißner spricht in diesem Briefe von dem Stande unserer Finanzen und es hat die höchste Bedeutsam-

keit, daß er dieselben, als eine gemeinsame Angelegenheit behandelt. Es werden vier Einnahmsquellen angeführt, welche wir zur Bestreitung unseres Haushaltes bis Januar 1856 haben.

Zwei davon sind rein imaginär, nämlich, mein bisher noch nicht aufgeführtes Lustspiel „Baron und Gräfin" und dann das Heimbuch, von welchem bis dahin noch Nichts, als der Name vorhanden ist.

Die anderen zwei Einnahmsquellen, aus welchen wirklich Geld geschöpft werden konnte, bestanden aus Hostiwin, der um diese Zeit gedruckt wurde, und dem Prätendenten von York, welcher inzwischen über mehrere Bühnen gegangen war.

Hostiwin habe ich allein hervorgebracht und den Prätendenten von York so gründlich umgestaltet, daß er nach Meißners Ausspruch, als mein eigenes Stück anzusehen ist. Demnach habe ich nicht allein diese Werke, sondern auch die Finanzen für Meißner geschaffen. Unmittelbar darauf kommen die allerwichtigsten Zeilen dieses Briefes:

„Wenn ich Ihnen in meinem vorigen Briefe vorzüglich ein Stück zu schreiben rieth, ist es die Beachtung des Geldpunktes. Statt Hostiwin, hätten in der halben Zeit zwei Stücke geschrieben werden können und daß dabei mehr Geld und Renommee heraussieht ist klar."

Hier ist ausgesprochen, daß ich Hostiwin geschrieben habe. Hier ist kein Mißverständniß möglich und kein anderer Kommentar nöthig, als die Umstände auseinander zu setzen, welche diese Stelle ins Leben gerufen haben.

Meißner war es wohl bekannt, daß Hostiwin

einen künstlichen, scheinbaren Abschluß hatte, um gleich auf den Markt gebracht werden zu können und nur die Avantgarde oder den ersten Theil eines viel größeren Romans bildete, welcher unter dem Titel „die Sansara" ein paar Jahre später erschien.

Er wußte ferner, welche Anziehungskraft der Stoff auf mich ausübte und daß ich die Absicht hatte, die Fortsetzung von Hostiwin oder die Sansara in Koburg zu schreiben, sobald meine Kräfte nach den Anstrengungen in Blankenburg und Streitberg wieder erfrischt waren.

Wie aus der nämlichen Stelle zu ersehen ist, hat mir Meißner schon in seinem vorigen Briefe davon abgerathen und statt dessen ein Theaterstück zu schreiben empfohlen und antwortet in dem vorliegenden Briefe auf meine dagegen gemachten Einwendungen. Darin werde ich gemahnt, auszuharren und nicht dem Theater Lebewohl zu sagen, weil mein Talent um so sicherer durchschlagen müsse, da es jetzt gar keinen bedeutenden Dramatiker gebe.

Der Eifer, mit dem er mich von der Romandichtung fern zu halten und auf dem dramatischen Gebiete fest zubannen sucht, ist mit der seichtesten Sophistik verbunden.

Er unterschätzt das pekuniäre Erträgniß von Hostiwin, der jetzt und nicht lange darauf, als integrirender Theil der Sansara, zehnmal mehr Geld eingetragen hat, als der Prätendent von York, und setzt mit handgreiflicher Nebenabsicht den Werth und Erfolg der bisher erschienenen Roman herab, die ihm mit den nachfolgenden Werken dieser Gattung einen Namen, als Romanschriftsteller, gemacht haben,

welcher Jahrzehente lang nicht kleiner, ja größer war, als irgend einer unter den Dramatikern seiner Zeit gewesen ist.

Meißner hat in mehreren Feuilletons und zuletzt in seiner Selbstbiographie ausführlich erklärt, aus welchen Motiven er seiner Liebe zur dramatischen Dichtung entsagt habe und auf das Romangebiet ganz und gar übergegangen sei. Hier ist der Ort, daran zu erinnern, und dieser Brief läßt keinen Zweifel übrig, was von den betreffenden Erklärungen zu halten ist.

Dagegen zeigt es sich vollständig, daß ich mich vom Drama zum Roman geflüchtet habe, da ich gar bald zur Einsicht gekommen bin, daß während der damaligen Reaktions-Periode alle Hoftheater meinem politisch kompromittirten Namen verschlossen sind.

Diese Rathschläge ertheilt mir Meißner nur aus Furcht, daß die Fortsetzung von Hostiwin in nicht allzuferner Zeit vollendet würde und er dann in die Nothwendigkeit versetzt wäre, meine Mitarbeiterschaft öffentlich anzuerkennen und alle sich noch weiter daraus ergebenden Konsequenzen hinzunehmen. Um das so lange, als möglich hinauszuschieben, sollte ich ein Stück schreiben und da war die Möglichkeit eröffnet, daß ich einen bedeutenden Theatererfolg erringen könnte und dann unter solchen Umständen vielleicht auf „Zwischen Fürst und Volk“ und auf „Hostiwin“ zu seinen Gunsten verzichten würde.

Kurze Zeit darauf sandte mir Meißner ein Exemplar von „Hostiwin“, der in Kobers Album in Prag erschienen war.

Welche Ueberraschung nach Oeffung des Buches!

Der „Freiherr von Hostiwin“ war von Meißner in einer drei Seiten langen Vorrede seinem Freunde Franz Hedrich gewidmet.

Die Vorrede erklärte in warmen, überschwänglichen Worten, daß nur die Gefühle der Freundschaft und Verehrung ihr Ursprung waren, mußte aber doch zugleich den Glauben verbreiten und befestigen, daß Meißner allein das Werk hervorgebracht hatte und am allerwenigsten Franz Hedrich irgend einen Autorantheil daran gehabt haben konnte.

Obgleich ich die Vorder- und Rückseite, welche in dieser Widmung lag, mit einem Blicke sah, ging ich damals noch nicht so weit, anzunehmen, daß sich ein rein selbstischer Beweggrund darunter verbarg, oder die Absicht verrieth, meine Werke an sich zu reißen.

Meißners Natur war ein höchst schwieriges, psychologisches Problem. Bei den wichtigsten Handlungen seines Lebens ließ sich oft kaum herausfinden, was er berechnet und was er nicht berechnet hatte. Er erreichte nicht selten, was er nicht angestrebt und nicht bezweckt zu haben schien. Die heftigen Impulse des Augenblicks, die ihn beständig hin und her rissen, ließen die planmäßige Verfolgung eines fernliegenden Zieles nicht vermuthen.

Ich ging daher über die Vorrede gelassen hinweg, denn alle etwaigen Folgen hatte nur Meißner zu tragen und mir konnte im Grunde nichts daran gelegen sein, welche heimlichen Absichten ihn auch dabei geleitet haben mochten. Er war ja vollkommen machtlos, einen ernsten Widerstand zu leisten, wann immer ich die Stunde für gekommen gehalten hätte,

auf die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu bringen. Ich konnte ihn jederzeit mit einem Worte umblasen, so lange er am Leben war.

Hier lasse ich die Angelegenheit stehen, wie sie steht, bis ich zu einer zweiten Vorrede, mit welcher mich Meißnet auf gleiche Weise sieben Jahre später überrascht hat, gekommen sein werde, und da ich den Brief, in welchem mir Meißner die neue Ueberraschung zu erklären sucht, vorlegen kann, wird das ganze volle Licht von der zweiten Vorrede auf die erste zurückfallen.

Nach meiner Niederlassung in Koburg beschäftigte ich mich nicht lange mit der Fortsetzung von Hostiwin. Die Umstände waren Meißner günstig und bewirkten, was sein Rath nicht vermocht hätte.

Meiner Feder eröffnete sich plötzlich auf einem anderen Gebiete ein Feld der Thätigkeit und es stand sogar in Frage, ob ich nicht von meiner rein literarischen Laufbahn, zu der ich mich, allen meinen Anlagen und Neigungen nach geboren fühle, über Kurz oder Lang abgedrängt werden würde. Wesentlich aus diesem Grunde ist während den zwei folgenden Jahren kein größeres Werk unter Alfred Meißners Namen erschienen.

Gegen das Ende von Februar 1856, wenige Tage nach dem Tode des Dichters Heinrich Heine, holte mich Meißner in Koburg ab und wir reisten nach Paris, wo wir uns über vier Monate aufhielten.

Erst dort ist das bereits besprochene Heinebuch in drei oder vier Wochen entstanden. Aus Paris hat Julius Campe das Manuskript im Monat Mai erhalten, nach Paris hat er kurz darauf eine Honorar-

Anweisung auf fünfhundert Thaler gesandt und in Paris habe ich das Geld bei dem Bankhause Königswarter erhoben.

Obwohl ich dem Buche keinen besonderen Werth beilege, kann ich doch nicht meinen Antheil daran verschweigen, denn ich habe das Material, dessen größter und werthvollster Theil von Meißner gesammelt worden ist, erst zu einem Buche gemacht. Noch heute schweben mir die riesigen, aber edel gezeichneten Buchstaben der Briefchen und Gedichte, welche Heine auf seinem Schmerzenslager mit Bleistift geschrieben, vor den Augen.

Beweise mangeln mir darüber. Von Meißners eifrigem Briefwechsel hat sich überhaupt bis zur Sansara kein Blatt erhalten, aber ich habe schon vorher bemerkt, daß in der Zwischenzeit kein Werk von irgend einer Bedeutung entstanden ist. Ich kann mich daher nur auf die Umstände und ein paar Zeugen berufen, daß ich mich mit Meißner zu dieser Zeit in Paris aufgehalten habe und daraus wird hervorgehen, ob es bei dem Stande unserer literarischen Beziehungen möglich sei, daß ich während der ganzen, Heine betreffenden Angelegenheit nur als müßiger Zuschauer dagestanden sein könnte.

In Paris besuchte ich den Dichter Moritz Hartmann, der an einer schweren Schenkelverletzung krank danieder lag, oftmals in einer Woche. An seinem Krankenbette in der Rue des Martyrs versammelte sich fast allabendlich ein Kreis von Freunden — Ludwig Simon von Trier, Friedrich Sparvady, Bernhard Oppenheim und andere bekannte Namen,

von welchen Allen Niemand mehr, als der rühmlichst bekannte deutsche Reichstags-Abgeordnete Bamberger am Leben ist.

Auch Lord Arthur Russell, der ältere Bruder von Lord Ampthill, dem langjährigen Botschafter am Berliner Hofe ist noch ein lebender Zeuge, der sich wohl erinnert, daß ich mit Meißner während den Friedensverhandlungen zwischen den Westmächten und Rußland 1856 in Paris gewesen bin.

Im März des Jahres 1857 kam Meißner zu mir nach Gotha, wo ich die zweite Hälfte des Winters verbrachte, und wir unternahmen eine große, lange Reise nach Italien und durch die Schweiz. Auf zwei Plätzen jedoch erstreckte sich unser Aufenthalt über drei Monate hinaus.

In Intra, an dem piemontesischen Ufer vom Lago Maggiore, wo wir uns zuerst niederließen, schrieb ich die Fortsetzung von Hostiwin oder den zweiten Band der Sansara, dann den dritten in Genua und den letzten in Coburg.

Zur Ostermesse 1858 ist die Sansara in vier Bänden bei Wilhelm Grunow in Leipzig erschienen.

Briefe, in welchen Meißner über die fortschreitende Entstehung des Werkes Aufschlüsse gegeben haben könnte, existiren nicht und können nicht existiren, da während unseres Zusammenlebens mein Manuskript nur aus meiner Stube in die seinige getragen worden ist und selbst den Schlußband habe ich ihm bei seinem Besuche in Coburg eingehändigt.

Es ist aber ein bedeutungsvoller Ersatz da.

Ein zusammenhängendes, großes Stück meines Manuskripts vom III Bande der Sansara — sechs-

unddreißig Schreibbogen stark — ist der Vernichtung entgangen und befindet sich noch zu dieser Stunde in meinem Besitze.

Diese sechsunddreißig Schreibbogen und die übrigen, noch in meinen Händen befindlichen Manuskript-Bruchstücke mehrerer anderer Romane, unter welchen die Manuskriptreste von Schwarzgelb die umfangreichsten sind, werden einem hervorragenden Kritiker und Literarhistoriker zur Prüfung und Vergleichung mit dem gedruckten Texte übergeben und die Ergebnisse der fachmännischen Untersuchung so bald als möglich veröffentlicht werden.

Die Echtheit und Authenticität ist vor dem leisesten Zweifel sicher gestellt.

Was aber zunächst die sechsunddreißig Schreibbogen der Sansara betrifft, so sind zwei eigenhändige kleine Einschaltungen von Meißner darin enthalten, welche sich in dem Buche abgedruckt wiederfinden. Ueberdies ist auch eine ganze Seite (der Anfang eines Kapitels) von Meißner selbst geschrieben und mit Strichen und Korrekturen von meiner Hand größtenteils bedeckt — leuchtende, unwiderlegliche Beweise, daß mein Manuskript einen Bestandtheil des Original-Manuskriptes bildet und, als Original, von Meißner selbst anerkannt und benützt worden ist.

Was die von Meißner geschriebene Seite betrifft, so hat sich da ein eigenthümliches Beispiel erhalten, welchen Werth und Umfang Meißner's gelegentliche Mitarbeiterschafts-Versuche gehabt haben. Hier hat er ein ihm zugetheiltes Kapitel angefangen, ist aber über die erste Seite nicht hinausgekommen und selbst dieses Stückchen wäre nicht zu brauchen

gewesen, wenn ich nicht das Wesen der Sache, um die es sich einzig und allein handelt, hineingemalt hätte, wie die Zuthaten zeigen, welche ich theils an den Rand, theis auf die Rückseite geschrieben habe.

Ich komme jetzt zu der Auseinandersetzung eines Zwischenfalles, unter dessen wichtige Folgen ich auch mitzähle, daß die soeben besprochenen Manuskriptblätter der Sansara an mich zurückgekommen und in meinen Händen geblieben sind.

Schon während unseres Aufenthalts in Intra, war es eine ausgemachte Sache, daß die Sansara unter meinem und Meißners Namen in die Welt treten sollte.

„Zwischen Fürst und Volk“ hatte schon längst die günstigste Aufnahme gefunden und „Hostwin“ gleich nach seinem Erscheinen eine zündende Wirkung auf das Publikum hervorgebracht.

In Intra ist auch Meißners Erklärung, daß ich der Mitverfasser der soeben genannten Romane bin, festgestellt und stylisirt worden. Diese Erklärung sollte kurz nach dem Erscheinen der „Sansara“ in der damals noch bestehenden Ostdeutschen Post von Ignatz Kuranda, für welche Meißner seit vielen Jahren Feuilletons schrieb, in Wien veröffentlicht werden.

Als ich im Winter 1858 an dem IV. Bande der Sansara in Coburg arbeitete und vom Schlusse noch weit entfernt war, hatte der Druck der drei vorhergehenden Bände bereits begonnen und, da fiel es mir eines Tages ein, Grunows Brief, der die kontraktlichen Bestimmungen über das Werk enthielt, von Meißner zur Ansicht zu verlangen.

Meißner antwortete hierauf, daß er Grunows

Brief verlegt hätte und in der Masse seiner Papiere jetzt nicht nachwühlen könnte, da der Druck seit einigen Tagen mit solchen Riesenschritten vorwärts ginge, daß täglich zwei Correkturbogen zur Revision von Leipzig einträfen und daß es daher die allerhöchste Zeit wäre, ihm den Schlußband oder doch wenigstens, was davon fertig da war, nach Karlsbad zu senden.

Das Verlegen des Briefes war nicht unglaubwürdig, denn Meißner war ein unübertroffener Meister im Verlegen der Sachen und blieb es bis an sein Lebensende, allein das allzu ungestüme Verlangen nach dem Manuskript schien mir höchst auffallend. Es war unmöglich, daß die Druckerei so viel Manuskript bisher aufgebraucht haben könnte.

Ich antwortete ihm ungefähr so:

Ehe ich nicht aus Grunows Brief ersehen habe, daß ich als der Mitverfasser der Sansara genannt sein werde, sende ich kein Blatt vom IV. Bande, möge auch der Druck ins Stocken gerathen und daraus entstehen was da wolle.

Darauf erwiderte mir Meißner, daß er nach dem eifrigsten Nachsuchen den Brief nicht gefunden, aber nach Leipzig geschrieben hätte, und bat mich, ihn nicht aus einem unbegreiflichen Mißtrauen in die größte Verlegenheit zu stürzen und ihm von dem Manuskript des IV. Bandes so viel, als ich beim Weiterschreiben entbehren könne, sofort zuzusenden, da ja Grunows Antwort nicht lange auf sich warten lassen werde.

Ich sandte jedoch kein Manuskript, sondern wartete, nnd es verstrichen ein paar Wochen, ohne daß der Brief von Grunow, noch irgend einer von

Meißner selbst gekommen wäre. Das machte mich höchst stutzig.

Grunows Schweigen ließ sich durch irgend eine Geschäftsreise erklären, doch ich 'vermochte keinen Grund auszusinnen, aus welchem Meißner in dem Augenblicke verstummt war, da er mich am allernöthigsten brauchte.

Als ich aber in der Spannung einer vergeblichen Erwartung noch viel länger hingehalten worden war, konnte ich meine Erbitterung nicht mehr bemeistern und ließ den Dingen ihren schlimmsten Lauf.

Der Schlußband kam unter den Umständen keinen Schritt näher und lag schon seit einiger Zeit unberührt in meiner Schublade.

Die peinliche Ungewißheit dieser Lage, die mir durch ihre Länge fast unerträglich geworden war, endigte endlich auf eine ganz unvorgesehene Weise. Ich las im Restaurations-Lokal der Veste Coburg, bei einer Tasse Kaffee in einem Journal die Anzeige, daß die „Sansara" von Alfred Meißner erschienen war.

Da mich Meißner noch fernerhin in den Hintergrund gedrängt zu halten wünschte und kein Manuskript von mir bekommen konnte, ohne Grunows Brief vorzulegen, hatte er in der allergrößten Stille den IV. Band in ganz kurzer Zeit zusammengehackt und zusammengehudelt.

Das Mißverhätlniß, in welchem der Schlußband zu den drei vorhergehenden Bänden in der ersten Auflage steht, zeigt sich nicht allein in dem Inhalte,

sondern auch in dem geringen Umfange, der nur sechs Bogen oder ungefähr hundert Seiten beträgt.

Ich weiß nicht, ob mein moralischer Zorn über den Vertragsbruch oder mein ästhetischer Zorn über die Verpfuschung des Werkes größer war, aber ich ließ ihn nicht ausbrechen und verharrte in meinem bisherigen Schweigen, da jetzt mit bloßen Worten Nichts mehr ausgerichtet werden konnte. Auch Meißner ließ Nichts von sich hören und unsere sonst so eifrige Korrespondenz war im Ganzen einige Monate lang todt.

Da erschien Meißner ohne eine vorhergehende Anmeldung an einem der letzten Tage im Juni oder vielleicht erst im Juli 1858 in Coburg und hatte bei mir einen bösen Empfang. Stotternd und unter Thränen brachte er dann seine Entschuldigungen und Erklärungen vor und beschwor mich, ihm zu verzeihen und mich mit ihm wieder auszusöhnen.

Das Gewicht seiner Erklärungen und Entschuldigungen, deren Mittelpunkt sein Vater ist, kann ohne einige vorangegangenen Andeutungen nicht verstanden werden.

Der alte Doktor Meißner war ein hochgebildeter, höchst ehrenhafter Mann, doch ein seltsamer Sonderling mit einer misanthropischen Weltanschauung, voll Wunderlichkeiten und von einem krankhaften Widerspruchsgeiste. Es gehörte keine kleine Kunst dazu, mit ihm auf die Dauer auszukommen, aber diese Kunst besaß am allerwenigsten sein eigener Sohn.

Es gab tagtäglich Reibungen wegen der allergeringfügigsten Dinge und von Zeit zu Zeit offene, lange Fehden.

Der Zwiespalt war nicht zu heilen, weil ihm unveränderliche Ursachen zu Grunde lagen. Der Vater mißbilligte den Uebergang seines Sohnes von der Medizin zur Litteratur so sehr, daß er die größte Verachtung alles dessen, was sein Sohn schrieb, offen bekannte oder doch affektirte, und verabscheute die extremen, politischen und materialistischen Meinungen, die ihm zu Hause unaufhörlich in die Ohren klangen.

Mit einem so beschaffenen Charakter hatte der Sohn sicherlich zu rechnen, falls es ihm Ernst gewesen wäre, meine Mitarbeiterschaft öffentlich anzuerkennen.

Als er einmal, um den Vater zu sondiren, bei Tische gesagt hatte, daß er sich mit dem Plane trüge, ein Werk gemeinschaftlich mit mir herauszugeben, soll er mit den Worten abgeschnappt worden sein:

„Wenn Du nicht ganz allein ein Buch zu Stande bringen kannst, so solltest Du lieber Badearzt in Karlsbad werden!"

Bei diesem Stande der Dinge kann Niemand, am allerwenigsten ich, der ich den Vater genau gekannt habe, bezweifeln, daß die Erklärung meiner Mitarbeiterschaft einen großen häuslichen Sturm hervorgerufen hätte. Der Vater würde die Täuschung nie vergessen und nie verziehen haben, in welcher ihn sein Sohn in Bezug auf die vorhergehenden Romane jahrelang gelassen hatte. Es wäre zu einem Bruche gekommen, in Folge dessen die bedeutende Erbschaft seinem Sohne, wenn auch nicht verloren gegangen, so doch stark geschmälert worden wäre, da ja der Vater schon bei mancher Gelegenheit die Drohung hin-

geworfen hatte, noch bei Lebzeiten allerhand Stiftungen zu machen.

In dem Dilemma, mir oder dem Vater vor den Kopf zu stoßen, hielt es Meißner für das kleinere Uebel, meine Freundschaft auf eine gefährliche Probe zu stellen, und verrechnete sich nicht darin. Ich sah ihn seinem persönlichen Vortheile bedenkenlos, ja, gewaltsam nachstürzen, ohne mir aber ein Beispiel an ihm zu nehmen und an mich selbst zu denken.

Die Aussöhnung fand statt und wir trafen ein Uebereinkommen, welchem zufolge ich auf die Anerkennung meiner Mitarbeiterschaft bis zum Tode seines Vaters verzichtete.

Welches Riesenopfer ich da gebracht habe, hat mir erst die Zukunft enthüllt, denn die Tage des vierundsiebzigjährigen Mannes, der mit einem schweren chronischen Leiden behaftet war, schienen gezählt, aber wenn damals anzunehmen gewesen wäre, daß er noch volle zehn Jahre leben werde, so hätte ich das Opfer gewiß nicht gebracht.

Zu bestimmen, wie weit Meißner seine häuslichen Verhältnisse, als willkommenen Vorwand gebraucht hatte, um seinen Verpflichtungen, mir gegenüber, zu entschlüpfen, kann keinen der Zwecke, die ich jetzt im Auge habe, mehr fördern und ich gehe darüber hinweg, aber ich muß doch den ganzen Umfang der Folgen zeigen, welche seine Anerkennung meiner Mitarbeiterschaft mit unabwendbarer Nothwendigkeit nach sich gezogen hätte.

Es war nicht Alles damit abgethan, seine bisherige Autorschaft mit mir zu theilen und nur als der Mitverfasser zu gelten, denn sein scheinbarer An-

teil an der Schöpfung von Werken, die er weder erfunden noch geschrieben hatte, wäre nur eine höchst flüchtige Illusion gewesen. Er wußte, daß ich einen fruchtbaren Kopf habe und bald mit neuen Romanen unter meinem eigenen Namen hervortreten würde, während er nur mit Feuilletons und allenfalls mit kleinen Novellen seine litterarische Existenz weiter fristen könnte. Das Publikum und die Kritik wäree auf diese Weise herausgefordert worden, meine neuen Romane mit den vorangegangenen zu vergleichen, und hätten bald nicht allein die geistige Blutsverwandtschaft aller dieser Werke herausgefunden, sondern auch die Ueberzeugung daraus geschöpft, daß ich ohne alle fremde Mithilfe ebenbürtige Romane hervorzubringen vermochte, daß aber Meißner nicht fähig war, ohne mich auf diesem Gebiete das Gleiche mehr zu leisten.

Kurz nach unserer Aussöhnung stellte es sich heraus, daß die „Sansara“ in einer so kurzen Zeit einen solchen Erfolg hatte, daß schon im nächsten Herbst die zweite Auflage erscheinen mußte und eine Uebersetzung ins Französische vorbereitet wurde.

Karlsbad, den 25. August 1858.

Liebster Freund!

Was Sie über die Wirkung der „Sansara“ in Berlin von Hiltl gehört haben, ist zu optimistisch. Ich lese ja das Buchhändler-Börsenblatt, wo alle Rezensionen verzeichnet stehen — über „Sansara“ kein Wort in Berliner Blättern und dies müßte doch der Fall sein, wenn das Buch eingeschlagen

hätte. Auch ist Grunows Rechnungsschluß nicht von Neujahr, sondern Ostern. Darum mißtraue ich Grunow auch nicht und halte seine Aussage für ziemlich wahr.

Der Druck hat inzwischen beim I. und III. Bande bereits begonnen und steht bei Bogen sechs.

Daß ich hochbeglückt wäre, wenn Spiritus familiaris den Plan zusendete, brauche ich kaum zu sagen — es klagte ja Jeder, daß Marietta, Palmöby verschwindet! Damit Er sich orientire, sende ich den IV. Band wieder ein. Käme Alles rechtzeitig, so würde auch die französische Uebersetzung nach der zweiten Auflage vorgenommen werden, was auch sehr wünschenswerth wäre.

Unendlich viel von dem Vorhandenen müßte, meiner Ansicht nach, zu brauchen sein.

Wäre ich in Ihrer Nähe, so hätte ich viel zu erzählen. Im Briefe kann es unmöglich gesagt werden.

Der Ihrige und sonst Keines auf der Welt!

Meißner.

Aus Gründen, die sich leicht errathen lassen, sucht Meißner den Erfolg der „Sansara" vor mir zu verkleinern und schlägt der Thatsache ins Gesicht, daß soeben die zweite Auflage gedruckt und die Uebersetzung ins Französische unternommen wird. Das ist vollkommen klar, dagegen lagert über dem übrigen Theil dieser Stelle hie und da ein Nebel, den aber das Auge des Eingeweihten leicht durchdringt. Meißner spricht hier, wie in so vielen Briefen, nur mit dunklen Anspielungen und gleichsam mit verstohlenen, heim-

lichen Winken zu mir. Es kommt ihm aber auch nicht darauf an, an die Stelle eines Wortes, das ihn allzusehr kompromittiren würde, ein ganz anderes rein willkürlich zu setzen und dadurch einen irreführenden Schein zu erkünsteln, denn er weiß, daß er keine Gefahr laufen kann, von mir mißverstanden zu werden. Das Wort „Plan" hat hier keinen Sinn und meint ein ganz anderes Ding, wie das Nachfolgende bis zum Schlusse der Stelle deutlich verräth. Das „Vorhandene" ist ein technischer Ausdruck für Manuskript, welchen er erfunden hat und in allen nachfolgenden Briefen oft gebraucht.

So viel ist aber hell und licht wie der Tag, daß es sich hier um den verunstalteten IV. Band der „Sansara" handelt, und daß Meißner sein Pfuschwerk den Augen der Welt für immer entrücken will, überdies ist es nicht minder klar, daß ich das neue Gebäude zu errichten habe.

Zu diesem Zwecke sendet er mir den IV. Band zu, nicht aber das Buch, von dem ich selbstverständlich ein Exemplar längst besitze, sondern sein eigenes Manuskript (das Vorhandene), weil er sich der sanguinischen Hoffnung hingiebt, daß ich vielleicht Manches ganz unverändert und Manches nur mit einigen Strichen und Verbesserungen stehen lassen werde.

Es ist aber das Ganze unbrauchbar gewesen, und eine Vergleichung der ersten Auflage mit allen nachfolgenden würde es zeigen, dennoch aber liefert das, was der vorliegende Brief enthüllt, einen stärkeren Beweis als Alles, was aus der Vergleichung hervorgehen würde, da ohne die Existenz dieses Briefes angenommen werden könnte, daß Meißner später den

überstürzten IV. Band mit mehr Muße und Sorgfalt ausgearbeitet hätte.

Bei dieser Gelegenheit hat mir Meißner auch einen Theil meines Manuskripts des III. Bandes der „Sansara“ zurückgesandt, und auf diese Art und Weise haben sich die sechsunddreißig Blätter erhalten, auf welche ich nicht lange zuvor schon hingewiesen habe.

Mein Manuskript des IV. Bandes in der neuen, mit dem ganzen Werke harmonirenden Gestalt, in der es in allen seitherigen Auflagen erscheint, hat Meißner im Herbst bei seinem abermaligen Besuche in Koburg aus meiner Hand in Empfang genommen.

Prag, 26. November 1858.

Allerbester Freund!

Ich bin gerührt, tief gerührt! Ihre Aufopferung ist wahrlich fast zu groß! Ich selbst wäre mir als ein Scheusal vorgekommen, wenn ich Sie hätte bitten sollen, sich nur Einen Tag dem Waidberg oder St. G. zu entziehen — nach allem, allem schon Gethanen! Ich weiß, nun werden unschätzbare Juwelen an Fallen's Bettlermantel glänzen! Dank, Dank — ich sage Nichts mehr!

Ich habe diese zwei Wochen hindurch viel geschrieben. Ich beschrieb unsere Reise auf Corsika und Sardinien. Die Genueser Bilder treten dazu. Es enthält Gotha, Viamala, Bellinzona, Intra, wozu ich noch ein Kapitel Bee am Lago Maggiore schreibe.

In zwei Wochen bin ich fertig. Es wird mir auch keine Schande machen.

Eine Novelle, die einen köstlichen Stoff hat — Sankt Johannes in Arnau — ist auch halb fertig für Westermann.

Lieb wäre mir, wenn die Einladung vom Herzog von Koburg käme! Zwar zu Hause gäbe es einen wilden Kampf wegen „herausgeworfenen Geldes“, aber es höbe den Namen. Sehen Sie, ob Sie Etwas thun können. . . . Lieb wäre mir auch ein Zusammentreffen mit Liszt am dritten Ort.

Ihr alter

Meißner.

Im ersten Absatz dieses Briefes dankt mir Meißner für die vorgenommene Ausarbeitung einer von ihm herrührenden dramatischen Skizze. Es ist das Stück, welches unter dem Namen die „Memoiren“ im nächsten Winter über mehrere Bühnen gegangen und dann als Buch bei W. Grunow in Leipzig erschienen ist.

Der nächste Brief, der sich aus jener Zeit erhalten hat, ist gerade ein Jahr später gekommen.

Prag, 27. November Sonntag 1859.

Liebster Freund!

Ihr Urtheil über Sankt Johannes in Arnau ist günstiger, als ich es hoffen durfte. Es wurde zu einer Zeit geschrieben, wo ich nur recht schnell Papier mit Lettern bedrucken wollte. Diese Hast muß das Ganze verpfuscht haben und ist doch Etwas daran, so ist es ein Geschenk der Götter. Wenn der Meister ein paar idealisirende Züge daran

thun will, tausend Dank! Nun aber meine Ueberzeugung: das Pfaffen-Element darf nicht ganz herausfallen, es ist das Pikante daran. Daß es das Gedrucktwerden hindert, das glauben Sie ja nicht! Ist es Westermann nicht, ist es ein anderer.

Hören Sie! Gestern kam Kober zu mir. „Ich habe neulich," sagte er, „über Schattenstedt herzlich gelacht. Schade, daß Sie so kurz geschlossen haben! Schreiben Sie noch so eine Geschichte, das gäbe einen netten Band!" — Heute in Folge Ihres Briefes bin ich nun zu ihm gegangen. „Ich habe noch eine Erzählung wie Schattenstedt," sagte ich, „aber die Pfaffen kommen schlecht weg." — „Das thut gar Nichts," sagte Kober, „ich lasse ja in Leipzig drucken. Es kann mir gar Nichts lieber sein, als wenn ein Buch für die österreichischen Leihbibliotheken verboten wird, dann geht es erst recht!"

Thatsache ist, daß Kober noch mehr zahlen würde als Westermann. Erwägen Sie Alles und handeln Sie darnach!

Ich meinestheils dächte, daß Sankt Johannes mit Selm (eine gleichfalls unvollendete Novellenskizze) verschmolzen werden könnte. Elmenhorst wäre vielleicht Horsky, Scheernagel Kunosch 2c. 2c.

Es ginge Alles, nur Eines hindert: Man würde am Dechanten und Bischoff ein „schreckliches Erbtheil" erhalten, wie Sie Palmödy und Beatrix nannten. Das scheint die Rücksicht, die davon abkommen heißt.

Nochmals: Ich rede mit Napoleon III., der klar sieht, wo alle Anderen nur Wirrwarr vor sich haben. Er löse die italienische Frage und sorge dafür, wie Pirmont seine Schulden zahlt!

Gestern kam ein Brief von Brachvogel. Er sagt, Dessoir interessire sich für die „Memoiren", und es sei gegründete Hoffnung, daß Berlin annehme. Was sagen Sie zur Schiller-Epidemie? Hier in Prag sollen die „Memoiren" im Januar daran kommen.

Addio il più carissimo dei mortali!

Meißner.

Die bilderreiche, metaphorische Phraseologie, welche Meißner eigen ist, um den Sinn seiner Worte vor fremden Augen so viel als möglich zu verhüllen, verdunkelt auch stellenweise diesen Brief und erfordert eine Erklärung, damit der eigentliche Kern ganz zum Vorschein komme.

Diesem Briefe zufolge hat mir Meißner eine kleine Novellenskizze, Sankt Johannes von Arnau, welche er durch allzu große Hast verpfuscht nennt, nach Koburg gesandt und freut sich, daß ich eine entwickelungsfähige Grundidee darin gefunden und die Ausarbeitung derselben versprochen habe, denn die von ihm selbst gebrauchten Worte, daß der Meister einige idealisirende Züge hineinbringen will, haben nur diesen Sinn, sonst aber keinen.

Es ist klar, daß ich zuvor die Bemerkung gemacht haben muß, daß das Vorherrschen des „Pfaffen-Elements" ein Hinderniß bilden könnte, Sankt Johannes oon Arnau in irgend einem Journal unterzubringen, da sich Meißner in der vorliegenden Ant-

wort so eifrig bemüht, mir die Bedenken auszureden und verschiedene Auswege zu zeigen.

Nachdem das geschehen ist, geht er zu einer anderen Skizze, die gleichfalls noch keinen Kopf und keinen Fuß hat, über und hätte die größte Lust, dieselbe mit Sankt Johannes von Arnau zu verschmelzen, um eine Handlung zu einem bändereichen Roman zu gewinnen, obwohl die zwei Stoffe Nichts miteinander gemein haben, ja sogar wesentlich im feindlichen Gegensatze zu einander stehen.

Meißner versucht es doch und deutet mir an, wie etwa die Verschmelzung auszuführen wäre, aber er fühlt am Ende wohl, daß er nicht die Handlung, sondern nur die Namen verschiedener Personen der zwei Stoffe in einen Zusammenhang gebracht habe, und wendet sich nun in seiner Rathlosigkeit mit den Worten an mich:

„Nochmals: ich rede mit Napoleon III., der klar sieht, wo alle Anderen nur Wirrwar vor sich haben. Er löse die italienische Frage und sorge dafür, wie Pirmont seine Schulden zahlt."

Damit will er sagen: Ich lege Ihnen die Sache ans Herz! Denken Sie ernstlich darüber nach! Vielleicht könnten Sie aus der Verschmelzung der zwei heterogenen Stoffe doch einen Roman im Stile der vorangegangenen herstellen. Die Zusammenmischung der zwei Stoffe erscheint mir nur als Wirrwarr, aber Ihnen dürfte es gelingen, Ordnung und organischen Zusammenhang hineinzubringen. Aus finanziellen Gründen wäre es wünschenswerth, daß bald ein Roman herauskomme und eine ansehnliche Honorarsumme wieder einbringe.

Das ist der wahre Sinn, doch Meißner drückt mit eigenen Worten seine geistige und finanzielle Abhängigkeit von mir noch weit stärker aus.

Hohe Aufmerksamkeit verdienen aber noch vier Zeilen, die in Meißners Amalgamirungs-Versuche der beiden Stoffe vorkommen und so lauten:

„Es ginge Alles, nur Eines hindert: man würde am Dechanten und am Bischoff, vielleicht sogar an Döhn ein „schreckliches Erbtheil" erhalten, wie Sie Palmödy und Beatrix nannten."

Palmödy und Beatrix sind zwei Romangestalten, die im ersten Bande der „Sansara" hervorragende Rollen spielen und aus diesem Grunde dem Autor die Pflicht auferlegt haben, ihrer in den folgenden Bänden zu gedenken und ihnen eine ihrer Bedeutung entsprechende Betheiligung an der weiteren Handlung zu sichern.

Das ist aber beim besten Willen nicht so leicht gewesen, und ich habe daher diese beiden Personen zuweilen ein schreckliches Erbtheil genannt. Meißner, der während der Entstehung des zweiten und dritten Bandes in Intra und Genua mit mir zusammen gewesen ist, erinnert sich in diesem Briefe an meinen humoristischen Ausspruch und wendet denselben in einem ähnlichen Falle an.

Meißners unscheinbare Anspielung ist somit von einem gewissen Belang bei der Beantwortung der Frage, wer der wahre Verfasser der „Sansara" ist.

Meißners Wünsche in Bezug auf die zwei Stoffe hatten sich nicht erfüllt. Ich hielt die Verschmelzung weder für möglich noch für interessant genug, aber auch Sankt Johannes von Arnau wurde wegen einer

eingetretenen neuen Arbeit auf spätere Zeit verschoben.

Seit dem österreichisch-französischen Kriege in Italien im Frühjahr 1859 hatte sich ein bedeutender Umschwung der bis dahin herrschenden politischen Zustände in den meisten Staaten von Europa fühlbar gemacht.

Mit dem Erscheinen der Brochüre des französischen Hof-Publizisten Laguerronière, in welcher Napoleon III. scheinbar drohte, das Patrimonium des heiligen Petrus innerhalb der Mauern der Peterskirche einzuschränken, aber in Wirklichkeit die Welt auf die bevorstehende Losreißung der besten Provinzen des Kirchenstaates vorbereitete, war plötzlich auch die römische Frage an die Tagesordnung gekommen. Alle mit der römischen Kurie abgeschlossenen Konkordate begannen zu wackeln und die öffentliche Meinung in Aufregung zu bringen.

Diese Stimmung der Zeit brachte mich auf den Gedanken, eine Jesuiten-Geschichte zu schreiben, welche unter dem Titel „Zur Ehre Gottes" wenige Monate später im Frühjahr 1860 bei W. Grunow in Leipzig unter Alfred Meißners Namen erschien.

Die Handlung oder die Fabel ist mein Werk, der hineingesprengte kirchengeschichtliche und theologische Theil, in dem sich weit eher große Belesenheit, als irgend eine Erfindungsgabe verräth, stammt von Meißner.

Der Beweis, daß ich den Hauptantheil an dem Werke habe, fehlt mir, aber ich habe das volle Vertrauen, daß der Gesammteindruck der schon vorgelegten und noch weiter folgenden Beweise, auf welche die

Geschichte meines literarischen Verhältnisses gestützt ist, auch in diesem Falle zu meinen Gunsten ausfallen müsse, besonders, da jetzt dargethan ist, mit welchen literarischen Plänen sich Meißner in seinem Briefe am 27. November 1859 trägt und daß er zu der Zeit alle seine Hoffnungen auf mich setzt.

Wäre er über Nacht so selbstständig geworden, nur in seinen eigenen Kopf hineinzugreifen und in den nächsten Monaten „Zur Ehre Gottes" zu vollenden, ohne aber im Stande gewesen zu sein, eine weit kleinere Geschichte, wie Sankt Johannes von Arnau, ohne mich zu schreiben?

Das scheint mir eine schwer wiegende Frage.

Um die Mitte von Mai 1860, kurz nach Veröffentlichung des Werkes „Zur Ehre Gottes", begab ich mich nach Partenkirchen ins bayerische Hochgebirge, wo ich mich bis zum Schlusse vom September aufhielt und in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit einen neuen Roman mit der äußersten Anspannung aller meiner Kräfte vollendete.

Dies ist der „Neue Adel" in drei Bänden, im Verlage von Wilhelm Grunow in Leipzig unter Alfred Meißners Namen im Spätherbst 1860 erschienen.

Drei Briefe von Meißner, die an Klarheit Nichts zu wünschen übrig lassen und gleichsam einen Blick in meine geheime Werkstätte gestatten, bezeugen meine Urheberschaft so genau und offen, daß ich es für überflüssig halte, auf die in meinen Händen befindlichen Reste meines Manuskripts, als weiterer Beweise, hinzudeuten, doch, ehe ich auf den Inhalt dieser Briefe selbst verweise, muß ich eine kurze Be-

merkung zur Erleichterung des vollständigen Verständnisses vorausschicken.

Während ich in Partenkirchen am „Neuen Adel“ arbeitete, befand sich Meißner mit seinen Eltern in Karlsbad. Ich sandte ihm dorthin mein Manuskript, auf feinem Papier klein und eng geschrieben, in rekommandirten Briefen stückweise zu, er schrieb es gleich ab oder ließ es vielleicht abschreiben und schickte es sofort in die Druckerei, da Grunow den Druck begonnen hatte, ehe die erste Hälfte des Romans fertig war.

Karlsbad, Juli 1860.

Mein lieber Freund!

Alles richtig da, gestern Kapitel IV. Famos! Famos! Grunow benimmt sich sehr vernünftig. Auf meinen Letzten antwortete er, es könne statt 15. Juli auch der 20. fixirt und statt 10. August der 20. angenommen werden. Ich habe demgemäß noch nicht abgeschickt. Warte noch. Warum auf so feinem Papier? Es verdirbt Ihre Augen. Sie wissen, daß Packete ebenso gut gehen.

Wie gerne wäre ich bei Ihnen, erheiterte Sie manchmal, begleitete Sie in die Berge! Nun, ich denke, wir sehen uns bald wieder.

Was sagen Sie? Sie haben ja den Brief von Otto Janke gelesen, der am 10. Juli zu kommen versprach. Kam nicht und klärt es auch nicht auf. Gehandelt hätte ich auch aus eigener Berechnung, wie Sie rathen. Besser zu Neuem poussiren, als das Alte.

Uhl hat „Ophelia“ gedruckt, aber Nichts ist von irgend einer Seite eingelaufen. Auch Correktur kam sonst keine.

Grunow spricht jetzt von 4 Bänden à 11—12 Bogen. Was meinen Sie?

Adieu, Liebster! Die Frist wird Ihnen lieb sein. Riesenarbeit!

Der Ihrige für's Leben.

Meißner.

Karlsbad, 26. August 1860.

Mein lieber Freund!

Heute Vormittag schickte Janke den Kontrakt zum Unterschreiben. 2 Bände über Italien à 20 Bogen.

Somit wird es von zwei Seiten wünschenswerth, daß man mit dem Roman fertig werde. Janke wünscht, daß der erste Band schon im Januar oder spätestens Februar erscheine.

In Leipzig dürfte von Tag zu Tag ein vulkanischer Ausbruch zu erwarten sein. Der III. Band ist fertig. Die Presse steht. Nur Grunow's Abwesenheit läßt nicht die Dinge zum Aergsten kommen.

Ich bin doch bei „Neuer Adel“ geblieben. Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigten. Thun Sie, was da möglich.

Ich bin besorgt um Sie. Ich stelle mir vor, daß Sie krank und ermüdet sind. Wäre es doch nicht so! Fänden Sie noch die nöthigen Kräfte! Auf der Reise, Einer beim Anderen, den Säckel voll Geld, werden Sie sich rasch erholen.

Ich habe ein paar Feuilletons für die „Presse" geschrieben, die Aufsehen gemacht haben. Wahrlich, man sieht hier in Karlsbad oft merkwürdige Dinge, so neulich den Clairvoyant Alexis aus Paris, diesen habe ich geschildert und so weiter.

Das III. Buch hat 18 Druckbogen. Das Interesse wächst gegen den Schluß zu außerordentlich.

Könnte ich doch mithelfen! Meinen Sie, daß es besser wäre, wenn ich Ihnen zuflöge? Ich fürchte, Sie sind schon ganz müde. Sie haben viel, viel gethan, doch die Einsamkeit, einerseits gut, wirkt doch in allzugroßer Dosis nachtheilig.

O, schriebe man schon Ende des IV. Bandes! Adieu, Theuerster, Bester, lassen Sie bald etwas von sich hören und melden Sie, wie es mit Ihren Finanzen steht. Ich sende gleich, sobald Sie mir den Auftrag ertheilen.

Der Ihrige zeitlebens.

Meißner.

Karlsbad, 22. September 1860.

Liebster, Bester!

Erst gestern kam Ihr Brief. Weiß Gott, wie langsam die Briefe gehen!

Der IV. Band ist ganz außerordentlich, diese Komplikation, diese unheimlichen Schatten, zuletzt dieser Leidenschaftsausbruch! Ich war tief ergriffen. Möge es möglich sein, vor Ende September zu schließen.

Nun aber, Freund, wie steht es mit der Zukunft? Offenherzig, es scheint mir, wir müssen mit Italien ein, zwei Monate noch warten. Es

läßt sich nicht leugnen, daß in Mittel-Italien Krieg ist. Wo wollen Sie inzwischen hin?

Haben Sie Geld zur Abreise oder müssen Sie Grunow's Sendung abwarten? Soll ich schon vorher (vor Schluß des Druckes) um Geld schreiben? Sie äußern sich über diese wichtigen Punkte nicht — sie sind doch von höchster Bedeutung.

Oder versuchen wir es mit Italien? Ich hätte ungern eine Kugel im Leibe. Oder glauben Sie, es geschieht uns Nichts? Entscheiden Sie! Mit Ihnen allenthalben hin!

Noch, ehe ich an Grunow das Letzte absende, verlange ich. Wohin soll ich senden?

Es sind eigentlich durch sein Versehen der Druckerei und Mißverständniß 3 Bände geworden. I. Band 23 Bogen, II. Band 19, III. Band 15—16. Titel?

Zeitlebens Ihr treuer

Meißner.

Diese drei Briefe stellen meine Urheberschaft des „Neuen Adels" unerschütterlich fest und haben zugleich unzweifelhaft eine auf alle vorhergehenden Romane rückwirkende Beweiskraft, da es sich hier zum ersten Male auf das Klarste und Deutlichste zeigt, daß Meißner ein Werk, an dem er kein Jota geschrieben, unter seinem Namen veröffentlicht.

Während ich sechzig Druckbogen schreibe, besorgt Meißner die Abschrift, die Korrektur, schreibt ein paar Feuilletons über einen französischen Gaukler und treibt mich unnöthiger Weise mit allerhand Scheingründen zur Eile. Der Druck des Werkes

ging ohne die geringste Stockung bis zum Ende vor sich und, wenn ja eine Stockung eingetreten wäre, so hätte eben Grunow ein bischen gewartet und warten müssen.

„Ophelia“, deren Abdruck hier erwähnt wird, ist eine kleine Novelle, deren Idee von Meißner stammt, die ich aber im vergangenen Winter ausgearbeitet habe.

Besonders bemerkenswerth ist die mehrmalige Berührung des Geldpunktes und die Art und Weise, wie es Meißner thut. Daraus läßt sich auch ersehen, daß ich über das Honorar, das ich erringe, ein unbestrittenes Verfügungsrecht habe, aber auch in allen vorhergehenden Fällen gehabt haben müsse.

Nach Beendigung des „Neuen Adels“ reiste ich in den ersten Oktobertagen von Partenkirchen nach München und verbrachte daselbst den Winter.

Der mit Otto Janke abgeschlossene Kontrakt, ein Werk über Italien zu schreiben, blieb unerfüllt, nicht wegen der Kriegsunruhen, sondern wegen der plötzlichen Erkrankung der hochbejahrten Mutter von Meißner, dennoch blieben wir mit der Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin fortan zehn Jahre lang in ununterbrochener Geschäftsverbindung.

In München schrieb ich im Laufe dieses Winters die Novellen, „Der Clubb der Stillvergnügten“, „Moses Amsterdam“ und dann „Sankt Johannes von Arnau“, welche alle unter Meißners Namen erschienen sind.

Aus einem der mitgetheilten Briefe — Prag, 27. November 1859 — ist es schon bekannt, daß Meißner an Sankt Johannes von Arnau insofern

ein Antheil gebührt, als er mir eine kurz und hastig hingeworfene Skizze dazu eingesandt hat, welche sich aber zu meiner Ausführung der Novelle und deren Länge kaum wie der Same zum Baume verhält. Diese Novelle erschien unter dem Titel „Sankt Prokop in Brieslau", nicht allein, weil Arnau ein bekannter Ort in Böhmen ist, sondern, um auch noch einen anderen Anstoß zu vermeiden.

Das Frühjahr 1861 kam heran.

Am 15. oder 16. Mai erhielt ich von Meißner den folgenden Brief, in einem Packet, Manuskript enthaltend, eingeschlossen.

Prag, 14. Mai 1861.

Lieber Freund!

Ich schicke Ihnen heute — doch nur einen Theil — der Vorarbeiten. Das 2., 3. und 4. Kapitel ist schon ganz fertig, doch da kommen so viel Namen und Verhältnisse vor, daß ich die Kapitel nicht aus der Hand geben darf, wenn ich weiter arbeiten will. Einigermaßen ausgearbeitet ist nur die Partie der Studenten.

Der von mir im Winter projektirte Rahmen ist, wie Sie wissen, klein. Es sollten ja höchstens nur zwei Bände werden. Elemente: Soldatenthum auf dem Lande, Studentenwirthschaft (weil die Smetschka — im Neuen Adel — so gefallen und Alle sagen: warum nicht mehr in diesem Genre) und die Nonnen.

Morgen Abends oder übermorgen früh möchte ich reisen. Aber Sie wissen gar nicht, wie mir das Wegreisen erschwert ist.

„Welcher Unsinn, nach Berlin zu gehen! Zur Zeit vollends, da Alles wegeilt! Kontrakt mit Janke am Ende? Schöne Auffassung der Poesie! Wird was Schönes! Bei diesem Agio zweckloses Herumfahren und dann Romane, die Niemand lesen mag! Der Mutter Tage sind gezählt, ein anderer Sohn und so weiter.“ Ich erspare Ihnen Alles.

Meinen nächsten sende ich Ihnen vermuthlich aus Berlin. Ein paar Tage später besuche ich Sie in München.

Möchten wir um alle Klippen herumkommen! Betrachten Sie das Alles nur als kleine Bausteine und denken Sie über etwas Großes und Umfassendes nach. Diesmal will ich an Fleiß Ihnen nicht nachstehen. Entwerfen Sie, Michelangelo, ich will arbeiten, wie zehn Schüler!

Meißner.

In diesem Briefe hat sich Meißner, als Romandichter, ganz und gar enthüllt.

Der von allem Phrasenschmucke gesäuberte Sinn des Briefes ist:

„Hier sende ich Ihnen einen Theil der Vorarbeiten ohne allen Zusammenhang und voll Lücken. Nur die Partie der Studenten ist ein wenig mehr, doch auch nicht genügend ausgearbeitet. Betrachten Sie das Alles als kleine Bausteine, aber machen Sie einen Roman im Stile der Sansara daraus. Möchten wir um alle Finanz-Klippen herumkommen und bald neues Honorar einnehmen. Diesmal will ich nicht bloß zuschauen, sondern auch wirklich Etwas leisten.

Ihrer Phantasie ist es möglich, sogar aus diesen dürftigen Vorarbeiten einen Roman, der mit den vorangegangenen auf gleicher Stufe steht, zu schaffen und ich verspreche, jede beliebige Partie, die Sie mir anweisen, unter Ihrer Leitung mit dem größten Fleiße zu schreiben."

Dieser Brief, ganz allein in Betracht gezogen, muß allen Illusionen ein Ende machen, daß die in Frage stehenden Romane Meißners Kopfe entsprungen und aus seiner Feder hervorgeflossen sein könnten, ja, dieser Brief drückt Meißners Antheil an der Mitarbeiterschaft in den Fällen, in welchen dieselbe wirklich stattgefunden, auf das allerbescheidenste Maß herab. Hier liegt das offenste Eingeständniß seiner unzulänglichen Kraft, seiner schriftstellerischen Unselbstständigkeit und völligen Abhängigkeit von mir vor den Augen.

Würde der gefeierte Autor, der nicht lange vorher die „Sansara" geschrieben, so zu mir sprechen? Würde er meinen Kopf unumgänglich nöthig haben, um einen weit weniger bedeutsamen, in einem weit engeren Rahmen eingeschlossenen Roman zu Stande zu bringen? Oder könnte sein Talent von da ab so in die Höhe gewachsen sein, daß er plötzlich fähig geworden sein könnte, die noch nachfolgenden Romane zu erfinden und zu schreiben?

Nachdem ich die von Meißner eingesandten Vorarbeiten geprüft hatte, schien mir die Romanidee allzu gewöhnlich, keiner höheren Entwickelung fähig und wurde daher nie ausgeführt, aber dieser Stoff wäre damals von mir auch dann nicht in Angriff genommen worden, wenn derselbe auf mich eine noch

so mächtige Anziehung ausgeübt hätte, denn ich war selbst von einer Romandichtung voll, mit der ich mich schon seit vielen Jahren in aller Stille getragen hatte und zu deren Ausführung mir endlich jetzt der rechte Augenblick gekommen schien.

Wie ich in meinem ersten Roman „Zwischen Fürst und Volk" ein Bild aus der deutschen Bewegung des Jahres Achtundvierzig gezeichnet und darin die Erfahrungen aus meiner parlamentarischen Laufbahn in Frankfurt am Main niedergelegt hatte, so wollte ich in dem neuen Werke die politischen Zustände von Oesterreich aus derselben Zeitperiode malen, und meine eigenen Abenteuer und politischen Verfolgungen von 1849—1852 mit poetischer Freiheit mit hineinverweben.

Die Ausführung dieses langgehegten Planes hatte erst die neue lieberale Aera in Oesterreich unter dem Staatsminister Ritter von Schmerling möglich und räthlich gemacht. Ich säumte nicht, die ersten Strahlen der über Oesterreich aufgegangenen Freiheit zu benützen und den nach der damaligen Anschauung kühnen Roman, der unter dem Namen Schwarzgelb bekannt ist, jetzt zu schreiben. Alle von Berlin abgesandten Kisten mit den Exemplaren der ersten zwei Bände sind an der österreichischen Grenze konfiszirt, doch aber nach ein paar Wochen wieder freigegeben worden.

Meißner, der nach der Absendung seiner Vorarbeiten nach Berlin gereist war, traf ungefähr vierzehn Tage später bei mir in München ein. Das Verdammungsurtheil, das ich über sein Romanprojekt fällte, schlug ihn sehr nieder, aber, als ich ihm meinen

neuen Plan mitgetheilte hatte, lebte er gleich wieder auf und zeigte eine schwärmerische Freude.

Daß seine Ueberraschung unendlich groß gewesen sein müsse und die Idee von Schwarzgelb nicht aus seinem Kopfe hervorgegangen sein könne, ist eigentlich schon zur Evidenz erwiesen.

Seinem letzten, zur Kenntniß gebrachten Briefe zufolge, beschränken sich am 14. Mai 1861 alle seine literarischen Pläne nur auf die „Stundengeschichte" und sind auf die Hoffnung ganz und gar gestützt, daß ich daraus einen „umfassenden" Roman gestalten würde. Gegen das Ende vom Mai trifft er von seiner Berliner Reise bei mir in München ein und, schon zwei Monate darauf, am 9. August bestätigt er in einem Briefe, der auf der gehörigen Stelle mitgetheilt werden wird, sechs Kapitel von Schwarzgelb von mir empfangen zu haben, welche den Anfang eines achtbändigen Romans bilden und nicht entstanden sein können, wenn ich nicht schon lange zuvor den massenhaften Stoff des Ganzen zusammengetragen und größtentheils angeordnet hätte.

Ohne Zeitverlust gingen wir an einem der ersten Junitage an den Tegernsee, wo die Arbeit beginnen sollte, doch Meißner verweilte dort bei mir kaum mehr, als 10 oder 12 Tage, als er nach Karlsbad telegraphisch abberufen wurde.

Seine Mutter hatte einen Schlaganfall erlitten, dem sie nach zehnwöchentlichen schweren Leidnn in halbgeistesgestörtem Zustande gegen das Ende vom August erlag.

Nicht lange nach Meißners Abreise siedelte ich von Tegernsee nach Berchtesgaden über und erst dort

wurden die ersten Zeilen des Romans geschrieben, denn die ganze bisherige Zeit war von der Arbeit in Anspruch genommen worden, den Plan des Romans zu entwerfen und wenigstens allen Hauptpersonen, welche die Handlung zu tragen haben, eine möglichst genau bestimmte Rolle anzuweisen.

Schon am 3. August sandte ich die ersten sechs Kapitel von Schwarzgelb nach Karlsbad und erhielt kurz darauf die folgende Bestätigung des Empfanges.

Karlsbad, 9. August (Freitag) 1861.

Allerbester Freund!

Heute Nachmittag ist des „Bergmüllers Tochter" angekommen und sogleich von mir abgeholt worden. Ich erhielt es (Packet) sogleich. Daheim angekommen, wurde Kaffee bestellt, eine feine Cigarre angesteckt und die Lektüre begonnen. Nur drei Kapitel waren mir neu, zwei darunter sah ich in einer freilich unendlich verbesserten Gestalt wieder.

Ich sehe den Meister an der Vertheilung des Stoffes, Stellung von Schatten und Licht, einen großen Verstand im Baue.

Hätte ich Eines auszustellen, so wäre es, daß allzusehr das streng Nothwendige festgehalten wird. Freilich wird man nur so den großen Stoff festhalten. Doch läßt sich der Pinsel nirgends gehen, selbst Manches gewiß nicht schlechte in jenen früher vorhandenen zwei Kapiteln hat der Meister weggeworfen; um die strenge Linie einzuhalten. Es ist immer ein puritanisches Beidersachebleiben. Wird nicht der Leser sagen; Ich erhalte allzuviel Dinge,

Personen, Stoff, ich lebe mich nicht hinein? Das ist das einzige Bedenken, das ich gegen das Vorhandene erheben kann.

Und nun, warum nicht mehr diesmal? Doch, es ist wahr, Sie brauchen es und ich hoffe, es kommt bald Etwas nach. Mit diesem ist der Kopist in 6—7 Tagen leicht fertig. O, möchten Sie Kraft, Lust und Stimmung behalten! Der Lohn wird süß schmecken und die Erholung.

Große Freude hat mir die Photographie gemacht. Ich habe Berchtesgaden nur seitwärts liegen gesehen, bin nicht hineingerathen. Wie große Freude hat mir das Wort „von Ihrem Hebrich" gemacht! Ja, Sie sind mein, ich bin der Ihrige für's Leben.

Senden Sie bald wenigstens ein paar Kapiteladeutungen des II. Bandes. Ich möchte die Kabinette beginnen, doch möchte ich wissen, wie Haldenried sich dazu verhält. Ich brenne vor Begierde, Ihnen zu Hilfe zu kommen!

Heute ist ein großes Feuilleton von mir in der „Presse" über Karlsbad erschienen. Um wie viel lieber schriebe ich, was zur Sache gehört, also: le programme!

Welch ein Nachmittag war Das wieder, kurz, ehe ich das Packet hatte! Die Agonie scheinbar! (Meißners Mutter.) Es ist abermals vorübergegangen, doch läßt sich nicht verkennen, daß die Kräfte täglich mehr und mehr schwinden. Welch psychologische Wunder ich täglich sehe! Das Gedächtniß für die gräßlichsten Schmerzen, vor einer halben Stunde erlebt, ist dahin, aber Erinnerungen

aus den Kinderjahren erstehen fortwährend. Und dazwischen liegen siebzig Jahre.

O, Hirn, wer erklärt Dein Walten?

Addio, mein Freund! Wir sehen uns sicher bald wieder. Vielleicht, um uns nie wieder zu trennen.

Meißner.

In diesem Briefe liegt eine offene, ausführlich motivirte Anerkennung meiner Urheberschaft von Schwarzgelb, die nicht allein die ersten sechs Kapitel umfaßt, sondern sich bis auf die Erfindung, die Konzeption und den Aufbau des ganzen Werkes erstreckt. Meißner giebt durch sein Erstaunen und seine Bedenken über die Fülle des Stoffes und der handelnden Personen allen Anspruch auf die Urheberschaft auf und erklärt weiter, daß auf meiner Kraft, Lust und Stimmung das Zustandekommen des Romans allein beruht.

Mit den Worten „des Bergmüllers Tochter ist heute angekommen," wird der Inhalt meines Packets bezeichnet. Hier ist pars pro toto gebraucht. Der Bergmüller Dubsky und seine Tochter Hedwig spielen nämlich in den ersten Kapiteln von Schwarzgelb eine Rolle.

Diese Redeform wählt Meißner diesmal nicht so sehr aus Vorsicht, um einen kompromittirenden Ausdruck zu vermeiden, als, weil der Roman um diese Zeit noch keinen bestimmten Namen hat. Erst nach ungefähr zwei Monaten ist ihm der Titel Schwarzgelb beigelegt worden, wie aus einem später folgenden Briefe erhellen wird.

Höchst bemerkenswerth sind noch die Stellen in diesem Briefe, die Meißners Mitarbeiterschaft charakterisiren.

Er will die Kabinette im II. Bande zu schreiben beginnen, braucht aber meinen Kopf dazu, denn ich muß ihm zuvor einige Kapitelandeutungen geben und ihm erst sagen, wie Haldenried, der Held des Romans, in diesem Falle handeln soll.

So wenig vertraut ist er noch um diese Zeit mit dem ganzen Stoffe, daß das Einzige, was er zu schreiben Lust hätte, eine Partie ist, die weder im II. Bande, noch im ganzen Roman vorkommt und von der niemals die Rede gewesen ist.

Wie groß aber seine „Begierde, mir zu Hilfe zu kommen,“ ist und wie vertieft in den Roman alle seine Gedanken sind, zeigt die Meldung, daß an dem Tage ein großes Feuilleton von ihm erschienen ist. Dann ruft er noch einmal um die Zusendung des Programms, das heißt, der gewünschten Kapitelandeutungen, da er um so lieber schriebe, was zur Sache, das ist, zu Schwarzgelb gehört und schiebt mir auf diese Art die ganze Schuld an seiner Nichtbetheiligung in die Schuhe, aber daraus erhellt zugleich, wie wenig ich ihn zur Mitarbeiterschaft angeeifert und wie sehr ich ihn, als das fünfte Rad am Wagen betrachtet habe.

Am 3. August erhält Meißner die ersten sechs Kapitel von Schwarzgelb, im Oktober beginnt der Druck bei Otto Janke in Berlin und am 5. November ist schon die ganze erste Abtheilung — zwei Bände — in seinen Händen.

Das zeigt, wie ich die Zeit benützt haben muß, um eine solche Arbeit zu leisten, deren Schwierigkeiten

noch dadurch gesteigert worden sind, daß der Blick auf die Entwickelung und Führung der Handlung in den nachfolgenden Bänden beständig gerichtet bleiben muß.

Meißner rafft sich unterdessen nur auf, um einige Feuilletons über Karlsbad zu schreiben, und treibt mich unaufhörlich zur Eile, ohne aber jemals selbst mitzueilen.

Wie läßt sich sein Verhalten begreifen und erklären, da ihm doch an dem raschen Zustandekommen des Romans in jeder Hinsicht unendlich viel gelegen ist?

Diese Passivität entspringt nicht seiner Sorglosigkeit, nicht dem Mangel an gutem Willen, sondern dem Gefühle seines zur Lösung einer solchen Aufgabe nicht hinreichenden Talents. Das ist der wahre Schlüssel dazu.

Meißner besaß umfassende Bildung, Kenntiß der schönen Literatur aller Länder, einen feinen ästhetischen Geschmack und einen scharfen, durchdringenden Verstand, den aber die Fluthungen eines unruhigen, rastlos mit sich ringenden Gemüthes allzuleicht mit sich fortrissen und verschlugen. Der Weltschmerz, der ihm die ersten Gedichte entlockte, wühlte in den verschiedenartigsten Metamorphosen bis ans Ende des Lebens in ihm. Die Unmöglichkeit, aus seiner eigenen Subjektivität herauszutreten, schloß seine dichterische Gestaltungsgabe in enge Grenzen ein. Zu jener nachhaltigen Selbstversenkung und jener eigenthümlichen, den Stoff beherrschenden Feldherrnruhe, ohne welche ein umfangreiches, organisch gegliedertes Dichterwerk nicht geschaffen werden kann, fehlten alle Vorbedingungen in seiner Natur. Was sich daher nicht hastig, stoßweise auf das Papier werfen ließ, vermochte

er nicht auszuführen. Selbstvertrauen, zu allem Erfolge so nothwendig, war ihm fremd. Der Zweifel, der ihn bei der Arbeit beständig begleitete, verringerte noch das Maß der Kraft, welche er sonst zur vollen Verfügung gehabt hätte. Was er schrieb, verachtete Niemand mehr, als er selbst, doch war aber Niemand mehr geneigt, Fremdes ohne Neid anzuerkennen. In den an mich geschriebenen Briefen, die bereits angeführt worden sind und noch weiter folgen, wimmelt es an Stellen, welche das bezeugen.

Diese Naturanlagen erklären Meißners Vorliebe zum Feuilleton. Er schrieb deren unzählige. Da war er in seinem Element. Bei dieser Arbeit fühlte er sich frei und ließ sich ganz gehen, denn er war da er selbst. Wenn er jedoch ein menschliches Phantasiegebilde schaffen und eine andere, von ihm verschiedene Person im Roman reden und handeln lassen sollte, so schien er den Schwierigkeiten der Aufgabe zu erliegen und den Geist, Witz, Humor, kurz, Alles einzubüßen, wodurch sich seine Feuilletons und andere Schriften ähnlicher Gattung zuweilen auszeichneten.

Von da ab — 9. August — bis zum 5. Oktober 1861 hat sich keiner der Briefe, die mir Meißner in der Zwischenzeit geschrieben, erhalten, doch sind Beweisstücke da, welche zeigen, daß am 17. August meine zweite Manuskriptsendung mit der zwei Bogen starken Vorrede zu Schwarzgelb und am 3. September die dritte und letzte Sendung von Berchtesgaden abgegangen ist.

Ich besitze nämlich tagebuchartige Tabellen, welche ich während des Schreibens aller meiner Romane regelmäßig angefertigt habe, um eine klare Uebersicht

oder ein Bild der geleisteten Arbeit vor den Augen zu haben und mein Gedächtniß beim Weiterschreiben vor allem Irrthum zu bewahren, ohne geahnt zu haben, daß mir diese Blätter eines Tages noch zu einem anderen Zwecke dienen werden, nicht etwa allein zur Feststellung gewisser Daten, sondern auch, als mächtig überzeugende, eigenthümliche Beweise meiner Autorschaft.

Die Tabellen über „Fürst und Volk„ und die „Sanfara“ hat die unendlich lange Zeit verschlungen, aber alle übrigen, vom „Neuen Adel“ angefangen, bis einschließlich zu den „Kindern Roms“ sind noch in Existenz. Auf denselben findet sich der Inhalt der einzelnen Kapitel aller Romanbände mit den handelnden Hauptpersonen in gedrängter Kürze verzeichnet.

Seitwärts links stehen in herablaufender Reihe die Wochentage mit ihren Daten, welche zeigen, wann ich die einzelnen Kapitel vollendet und welche Zeit ich dazu gebraucht habe.

Seitwärts rechts in gleichfalls herablaufender Reihe sieht man die Zahl der Schreibbogen der einzelnen Kapitel und nächst daran die Zeit, um welche die Manuskriptsendung erfolgt ist, aber auch die Zahl der jederzeit abgesandten Schreibbogen.

Wie die noch existirenden Manuskriptbruchstücke meiner Romane, so werden auch alle diese Tabellen mit noch verschiedenen anderen Beweisstücken einem Sachverständigen zur Untersuchung und Begutachtung gleichzeitig übergeben werden.

Kurz nach meiner letzten, am 3. September von Berchtesgaden abgegangenen Manuskriptsendung machte ich zur Erholung eine längere Fußreise durch

das Gebirge und gelangte am 1. oder 2. Oktober an den Tegernsee, wo mich das höchst ungewöhnlich schöne Herbstwetter bis zum ersten Schneefalle im November festhielt.

Wie meine Tabelle zeigt, habe ich dort am 5. Oktober an dem Roman Schwarzgelb weiter zu schreiben angefangen.

Ein paar Tage darauf erhielt ich schon einen Brief von Meißner, welchem nicht genug Wichtigkeit beigemessen werden kann.

Prag, 5. Oktober Morgens 11 Uhr 1861.

Bester Freund!

Heute früh erst bin ich von Dresden zurückgekehrt. Nämlich, nicht am Sonntag, wie zuerst projektirt, sondern erst Dienstag wurde in Folge brieflicher Abänderung die Zusammenkunft mit Otto Janke abgehalten.

Ich erschien mit Ihrem Entwurfe ausgerüstet und demgemäß ist Alles geordnet worden.

Je zwei Bogen werden mit 45 Thalern honorirt, das Aeußerste, was möglich. Der Kontrakt ist ganz nach Ihrem Entwurfe, nur war es mir nicht möglich, sogleich 600 Thaler Vorschuß zu erhalten. Es ist auch viel zu viel begehrt.

Ich habe 300 Thaler erhalten, a. 200 Thaler baar, b. 80 Thaler Anweisung, c. 20 Thaler sind ein kleiner, hier zahlbarer Wechsel.

Ich schicke Ihnen von den 200 baar erhaltenen Thalern 154, nämlich, 16 sind auf der Reise davongegangen, 30 wechsle ich heute, um mir ein

Bischen Luft in meinen Schulden zu machen und bekenne mich damit als Ihren Schuldner. Sie erhalten diese 30 mit den 20 des kleinen Wechsels nachgeschickt.

Der ungemeine Umfang des Romans ist Janke nicht lieb, doch bildet er kein Hinderniß. Es ist auch darauf eingegangen worden. Aber vor Allem wünscht Janke mit Januar den Druck in der Romanzeitung, die freilich in jeder Nummer 8 bis zehn Bogen verschlingt, beginnen zu können. Wird dies möglich sein?

Ihren nach Dresden gesandten Brief erhob ich.

Ich denke, ich darf nun hoffen, Sie bald hier zu sehen. Könnte mir Eines die Unausstehlichkeit Prag's versüßen und mich bewegen, meine Dekampirungspläne für eine Zeitlang hinauszuschieben, so wäre es dies.

Obbemeldete 50 Thaler werde ich entweder nach München senden, sobald der kleine Wechsel hier gezahlt ist, oder Sie nehmen es hier in Empfang. Dann wären die 300 Thaler so ziemlich in Ihren Händen in Gänze, da seit Wiesbaden 108 an Sie abgegangen.

Sobald Sie senden, geht I. Abtheilung (zwei Bände) ab.

Meißner.

Wenn durch die bisher vorgelegten vielen Beweise meine Urheberschaft von Schwarzgelb noch nicht ganz sicher festgestellt sein sollte, so müßte schon allein der Inhalt des obigen Briefes den letzten Zweifel darüber für immer niederschlagen.

Man erfährt aus Meißners eigenem Munde, daß er den Kontrakt über Schwarzgelb mit Otto Janke in Berlin ganz nach meinem schriftlichen Entwurfe abgeschlossen hat und daß ich die unbeschränkte Verfügung über das Honorar habe.

Der Geldpunkt, der in dem ganzen Briefe die Hauptrolle spielt, hat eine allentscheidende Beweiskraft.

Würde mir Meißner den von Janke empfangenen Vorschuß auf diese Art und Weise vorrechnen und die genaueste Rechenschaft ablegen, wenn er irgend ein Recht auf dieses Geld hätte, das heißt, wenn er der Schöpfer des verkauften Werkes wäre?

Gesteht er nicht im Gegentheil ganz offen ein, nicht das allergeringste Recht auf das Honorar zu haben, indem er von der ganzen Summe nur fünfzig Thaler in seiner eigenen Hand behält und sich dafür als meinen Schuldner bekennt?

Würde der Autor oder nur der gleichberechtigte Mitarbeiter so reden und handeln, noch dazu in einem Augenblicke', da er selbst Geld dringend braucht?

Würde er in einer solchen Lage nicht wenigstens den Anspruch auf den ihm als Mitarbeiter gebührenden Antheil erheben und zu mir sagen: Ich kann Ihnen nicht die ganze Summe überlassen, so viel oder so viel brauche ich jetzt selbst?

Weit davon entfernt, macht er nur eine bescheidene Anleihe, zieht sich aber ohne alle weiteren Umstände sechszehn Thaler, als Reisespesen von Prag nach Dresden, ab.

Müßte ich die Reisekosten tragen, wenn e r der Autor wäre, welcher den Kontrakt mit dem Buchhändler abzuschließen geht? Und müßte er nicht einen

Theil der Reisekosten sogar auch dann mittragen, wenn er nur der gleichgestellte Mitarbeiter wäre?

Er ist aber weder das Eine, noch das Andere, sondern zeigt sich selbst da nur als mein Geschäftsagent.

Dieser Brief bietet mir eine Gelegenheit, die nicht so günstig wiederkommt, einige Worte über die Theilung des Honorars zu sagen.

Unser literarisches Verhältniß hatte, seiner Entstehung und ganzen Entwickelung nach, nicht eine geschäftsmännische, sondern eine rein freundschaftliche Grundlage. Die Geldfrage war bis zu diesem Tage noch kein Gegenstand irgend einer Verhandlung zwischen uns gewesen. Meißner erwartete einen Antheil, forderte ihn aber nicht und erhielt meistens die volle Hälfte, ohne daß es jedoch mein Recht beschränkt hätte, auch weniger zu geben, wenn ich von meinen eigenen Bedürfnissen dazu gezwungen worden wäre.

Erst im Jahre 1865 wurde die Theilung des Honorars auf eine gewisse rechtliche Basis gebracht. Wir kamen nämlich überein, daß alles von beiden Seiten einlaufende Honorar künftighin zwischen uns gleichmäßig getheilt werden sollte.

Meißner hatte bis dahin den ganzen Ertrag seiner Feuilletons und verschiedener Auflagen seiner Gedichte und von Ziska für sich allein verwendet. Dieses Uebereinkommen, nur recht und billig, ist mit geringen Abweichungen zu meinen Gunsten bis zu Meißners Tode in Kraft geblieben.

Die Schlußzeile des Briefes sagt ganz kurz, daß die ersten zwei Bände an den Verleger abgehen werden, sobald ich das erforderliche Manuskript gesendet habe.

Wie meine Tabelle zeigt, ist meine nächste Manuskriptsendung am 20. Oktober von Tegernsee an Meißner abgegangen, aber der wunderbarste aller Zufälle hat auch den Postschein darüber erhalten, welchem nach das Packet ein Viertel Pfund wiegt und mit sechzig Gulden versichert ist. Dieser Postschein liefert daher sicherlich auch einen der Beweise von der Genauigkeit und unbedingten Glaubwürdigkeit meiner Tabellen.

Derselben Tabelle nach ist der Schluß der ersten Abtheilung — zwei Bände — am 5. November von Tegernsee abgegangen, und ich erhielt von Meißner die Empfangs-Bestätigung wenige Tage darauf kurz nach meiner Ankunft in München.

Hier ist der Brief!

Prag, 9. November 1861.

Mein theuerster Freund!

Gestern spät Abends klingelte es noch einmal, und der Briefträger, der Nachmittag die Wohnung verschlossen gefunden hatte, brachte noch das Packet.

Ich war entzückt. In der Spannung ist da das Höchste geleistet, die Anordnung wahrhaft tour de force, kompakt, packend, das Werk eines hochbedeutenden Geistes, der sich nur in den höchsten Regionen des Pathetischen, Konfliktvollen wohl fühlt und die Schwierigkeiten der Komposition absichtlich steigert, um das Ueberraschendste zu leisten, doch die Zeit drängt, ich sage nur: Großartig!

Also Sie sind wieder in München. Janke druckt darauf los. Das Vorhandene (bis Kapitel die Brodlosen) schrumpft zusammen, er sagt, es

giebt nur 16—18 Bogen. Den Titel Nemesis verwirft er und hält Schwarzgelb für ausgezeichnet. Man muß dem Takt des Kaufmanns folgen.

Ich hätte gedacht, daß der III. Band nun in Wien beginnen, Arnold und die Finanzmänner ꝛc. bringen werde. Doch der große Organisator weiß das Alles am Besten!

Von heute in acht Tagen kann ich eine bedeutende Manuskriptsendung an Sie abgehen lassen. Möge mindestens hie und da eine Mauer stehen bleiben können!

Sobald Janke Alles hat, muß er was schicken. Bis jetzt hat er 200 Thaler gegeben.

Ich war vier Tage mit Husten und Schnupfen krank. Heute muß ich — o Kreuz — in die Schillerfeier der deutschen Studenten.

Schreiben Sie bald ausführlich. Ich bedaure Sie, daß Sie das Eselgeheul K—s werden anhören müssen. Addio, bester der Menschen!

Meißner.

Die beinahe enthusiastische Anerkennung meiner Autorschaft von Schwarzgelb läßt in diesem Briefe an Deutlichkeit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig, und Meißner erscheint hier abermals als ein bei meiner Arbeit ganz unbetheiligter Leser und mir höchst gewogener Kritiker.

Kaum hat er die ersten zwei Bände ganz in den Händen, so kommt er schon mit einem Sprunge zu dem dritten Bande und sagt, was er sich über den Inhalt und Schauplatz desselben denkt.

Das ist nur ein haltloses Vermuthen und leeres

Hin- und Herrathen, denn es kommt, wie es sich bald herausstellen wird, Alles ganz anders, als er es sich denkt, aber er fügt auch gleich hinzu, daß er sich den Kopf nicht weiter darüber zu zerbrechen brauche, da der große Organisator, wie er mich da nennt, am besten weiß, was der III. Band enthalten soll.

Und nun folgt gleich darauf diese bedeutsame und charakteristische Stelle:

„Von heute in acht Tagen kann ich eine bedeutende Manuskriptsendung an Sie abgehen lassen. Möge mindestens hie und da eine Mauer stehen bleiben können!“

Hier ist einer der schlagenden Beweise wieder, mit welcher unglaublichen Geringschätzung Meißner auf seine eigene Arbeit herabblickt. Er sagt, daß das Manuskript, das er mir senden wird, dem Umfange nach bedeutend, aber dessen Brauchbarkeit, auf die Alles ankommt, so unbedeutend ist, daß er schon ganz zufrieden wäre, wenn nur etwas hie und da gut befunden würde und in den Roman aufgenommen werden könnte.

Freilich ist er auch da von der Erfahrung, die ihm vor den Augen schwebt, niedergedrückt, daß seit dem Anbeginn unseres literarischen Bündnisses alle seine Beiträge zur Mitarbeiterschaft entweder in die Rumpelkammer geworfen oder doch so weit niedergerissen worden sind, daß wirklich nur hie und da eine Mauer stehen geblieben ist.

Schon aus einem seiner nächsten Briefe wird hervorgehen, daß mir diese bedeutende Manuskriptsendung, in ein kleines lückenvolles Stückchen zusammengeschrumpft, zugekommen ist.

Wie könnte es auch anders sein? Würde er meine „Kapitalandeutungen" und „Programme" nicht mehr benöthigen und plötzlich aus eigener Intitiative etwas hervorbringen? Er hat vom dritten Bande keine Ahnung und tappt ganz im Finstern herum. Könnte er über die folgenden Bände mehr wissen?

Ganz ähnliche Versprechungen von Manuskriptsendungen kommen in den nächsten Briefen vor und werden durch einen immer wiederkehrenden Zufall in dem Augenblicke gegeben, da neues Honorar einläuft oder in nächster Aussicht steht, wie auch jetzt in dem gegenwärtigen Falle.

Prag, 17. November 1861.

Bester Freund!

Fürchten Sie Nichts! Es kommt keine Zuthat. Keine Masche am Netze wird erweitert. Unmittelbar nach Abgang meines Briefes kam ein Brief von Janke, den ich Ihnen beilege. Ich hatte die Absicht gehabt, ein Abenteuer Kronenburg's in die Judengasse von Kraßniz zu verlegen — eine selbstständige, gewiß nicht störende Episode vor dem zwölften Kapitel — natürlich gab ich es auf.

Morgen oder übermorgen denke ich den Schluß des II. Bandes Janke zuzusenden. Seine Mahnung zur Nichteile bezieht sich eigentlich auf die Schlußabtheilung, die, wie ich ihm geschrieben, in der Mache ist. Er seinerseits wünscht, daß die II. Abtheilung (3. und 4. Band), die er fertig geschrieben glaubt, der I. Abtheilung bald folge.

Morgen geht die verlangte Partie an Sie zurück. Warum ich jetzt Vertrauen zur Post habe?

Weil mir schon zweimal Packete sogar ohne Eröffnung von den Beamten im Zollamte zugehändigt wurden.

Nächstens sende ich meine Vorarbeiten. Möge davon mehr gebraucht werden können diesmal als bisher. Nun, ich halte dafür, daß besonders zum 4., 5. und 6. Bande Brauchbares da ist. Möchte ich mich nicht irren!

Adieu Ihr

Meißner.

Der ganze erste Absatz deutet mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß ich kurz zuvor einen Brief empfangen und zu meinem Schrecken erfahren habe, daß Meißner eine Episode in den II. Band einschalten will. Gegen diese unsinnige, kaum ernst gemeinte Absicht muß ich ein sehr entschiedenes Veto eingelegt haben, in Folge dessen Meißner von seinem Vorhaben sofort absteht und noch überdies verspricht, den Text meines Manuskripts nicht anzutasten.

Meißner bemerkt, mir Janke's letzten Brief beigelegt zu haben und interpretirt eine Stelle desselben.

Diese Stelle lautet:

An Alfred Meißner.

Theuerster Herr und Freund!

Zu Schwarzgelb werde ich in der That einen schwarzgelben Umschlag loslassen mit allerhand schwarzgelben Emblemen 2c.

Strengen Sie sich nur nicht zu sehr an und lassen Sie sich Zeit, damit Sie so recht con amore

arbeiten können und etwas außerordentlich Schönes und Pikantes liefern.

Ihr Sie hochverehrender Freund und Verleger
Otto Janke.

Um noch auf der Eile und dem Drängen bestehen zu können, thut nun Meißner dieser Briefstelle, ihrem klaren Wortlaute schnurstracks entgegen, Gewalt an und sagt, daß sich Janke's Mahnung zur Nichteile auf die Schlußabtheilung, nicht aber auf die nächsten Bände (III und IV) beziehe, da Janke die letzteren schon fertig geschrieben glaubt. Wenn Janke das wirklich geglaubt haben sollte, so müßte Meißner die Täuschung irgendwie veranlaßt oder doch Janke in der Täuschung gelassen haben, aber aus Janke's Zeilen geht gerade das Gegentheil hervor.

Natürlich hat Meißner weder diesmal, noch in allen vorigen Fällen mit allem seinem Drängen seinen Zweck erreicht. Ohne Janke's Mahnung nöthig gehabt zu haben, schrieb ich daher mit Muße, wie ich immer geschrieben hatte, oder, besser gesagt, nur, wenn ich die Stimmung und die Kraft dazu fühlte, und ließ mich von keiner noch so mächtigen Nebenrücksicht zu einer Ueberstürzung meiner Arbeit hinreißen.

Der dritte Briefabsatz beginnt damit, daß morgen die verlangte Partie an mich abgeht. Darunter ist ein Stück von meinem Manuskript des I. Bandes von Schwarzgelb zu verstehen, welches ich bei der Wiederaufnahme meiner Arbeit gebraucht habe, und diesem dann und wann eingetretenen Umstande allein habe ich zu verdanken, daß sich die mir kostbaren

Bruchstücke meines Urmanuskripts verschiedener Romane noch bis zum heutigen Tage in meinem Besitz erhalten haben.

Meißner verspricht hierauf, seine Vorarbeiten nächstens zu senden, welche, seinem Briefe vom 9. November zufolge, in acht Tagen abgehen sollten. Diese acht Tage sind jetzt am 17. November um und die „bedeutende Manuskriptsendung wird auf unbestimmte Zeit wieder vertagt.

Er fährt dann fort:

„Möge diesmal mehr davon gebraucht werden können als bisher.“

Das ist ein wichtiges Geständniß und doch nur rein euphemistisch ausgedrückt. Gerade so könnte Einer, der drei Seereisen gemacht und auf jeder Schiffbruch gelitten hatte, in dem Augenblicke, da er zum vierten Mal ein Schiff besteigt, sagen: Möge ich diesmal mehr Glück haben als bisher!

Zuletzt sagt er über seine Vorarbeiten:

„Nun, ich halte dafür, daß besonders zum 4., 5. und 6. Bande Brauchbares da ist. Möchte ich mich nicht irren!“

Diese Stelle, ganz allein betrachtet, muß den leichtgläubigsten Menschen stutzig machen und verblüffen. Kann ein von der Werthlosigkeit seiner Arbeiten beinahe überzeugter Mann die bisher in Rede stehenden Romane geschrieben haben und welche lassen sich noch von ihm erwarten? Geht seine geistige Abhängigkeit von mir nicht so weit, daß er es meinem Ermessen ganz überläßt, ob eine Zeile oder nur ein Buchstabe von allem dem, was er allenfalls schreibt, stehen bleiben soll oder nicht?

Vier Wochen später kam der folgende Brief.

Prag, 13. Dezember 1861.

Liebster Freund!

Anbei ein Brieflein von Janke, den ich heute empfing.

Ich dachte, die Eintheilung in drei Abtheilungen, jede von zwei Bänden, würde eine Frist bedingen, doch ist es nicht so! In Anbetracht Ihres letzten Briefes, der von drei Kapiteln spricht, habe ich ihm eine erste Sendung in acht Tagen zugesagt. Schicken Sie mit umgehender Post und weisen Sie mir an, was ich schreiben soll. Nur fünf Zeilen Programm zur Orientirung, dann liefere ich gewiß rasch Etwas, worin doch manches Gute. Lassen Sie uns eilen, Freund! Weisen Sie mir eine Partie an!

In Wien spielt man ein kleines Stück, Don Juan nach dem Briefsteller, von Danis (pseudo), das eine Dramatisirung der Rosenstern-Episode im „Neuen Adel" ist. Es hat sehr gefallen. Auf dem Zettel steht die Quelle nicht, aber der Berichterstatter der Presse hat sie erwähnt.

Heute wird das Packetchen angekommen sein. Wird Manches zu brauchen sein? Ich sollte denken. Die zwei letzten Bogen — des Chevaliers Ermordung — habe ich noch, hatte jedoch ein paar Bedenken hinsichtlich der Führung.

Also Freund, die drei Kapitel, damit ich mein Wort löse! Und wenn auch nur zwei wären! Bald! Adieu, Liebster, Bester!

Meißner.

Meißners fieberische Ungeduld, den III. und IV. Band vollendet zu sehen, giebt sich vom Anfang bis zum Ende wieder kund und erklärt sich nicht so sehr aus dem Drange der Lage, als aus der Beschaffenheit einer Natur, welche Alles mit hastigen Sprüngen erreichen will, was nur durch Mühe und Ausdauer erreichbar ist.

Eine kontraktliche Verpflichtung, die einzelnen Abtheilungen des Romans zu einer bestimmten Frist inzuliefern, ist weder jetzt, noch nachher dagewesen. Meißner versucht daher, eine solche Verpflichtung herbeizuführen, indem er Janke den Anfang des III. Bandes in acht Tagen zusagt, weil ich ihm in meinem letzten Briefe die Zusendung der ersten drei Kapitel angezeigt habe.

Gleich darauf spricht er von einem Packetchen, das er mir zugesandt hat und fragt bescheiden:

„Wird Manches zu brauchen sein?“

Wie man sieht, ist in diesem Packetchen die längst versprochene „bedeutende Manuskriptsendung“ — nur ein Kapitel und selbst das ein Bruchstück. Die letzten zwei dazu gehörigen Bogen hat Meißner aus irgend einem ästhetischen Bedenken nicht mitgeschickt und mit dieser Ausrede ist mir die Ausfüllung der Lücke überlassen.

Das Kapitel handelt von dem Chevalier (Negroni). Meißner wird demnächst selbst sagen, welchen Gebrauch ich von seinem Kapitel gemacht habe.

Dem jetzt folgenden Briefe fehlt das Datum gänzlich, da er aber mit dem Inhalte des letzten Briefes vom 13. Dezember innig zusammenhängt, ist alle Gewißheit da, daß er nur wenige Tage später geschrieben worden ist.

Prag ohne Datum.

Bester Freund!

Also hat meine böse Ahnung mich nicht getäuscht. Sie sind unwohl. Möge Alles vorübergehen, wie es schon so oft vorübergegangen!

Welche Idee, etwas bereits Geschriebenes aus dem Manuskript wegfallen zu lassen! Meine Ansicht ist die: Stets so schreiben, wie es der Stoff fordert und das Procustesbett gar nicht beachten!

Senden Sie ja recht bald die trois premiers und sagen Sie mir, was ich übernehmen soll. Nur ein paar Zeilen Programm, damit wir nicht collidiren. Etwa ein Programm, wie man es in Tegernsee hatte, ich meine, ein ausgerissenes Kapitel (oder mehr) davon.

Alle meine Gedanken gehen darauf hin, mit Ihnen zusammenzukommen und von hier bald fort zu sein.

Geben Sie mir recht viel Kapitel! Ich habe Lust und hoffentlich auch Einfälle. Sitze ohnehin tagelang im Hause.

Könnten Sie ein paar Umrisse, wenn auch nur die allergeringsten, über den IV. und V. Band geben, so wäre es mir hocherwünscht, damit ich auch in dieser Partie wenigstens nachdenke.

Ihr, stets Ihr

Meißner.

In diesem Stadium meiner literarischen Geschichte ist dieser Brief so gemeinverständlich, daß ich Nichts hinzuzufügen habe und mache daher nur auf einen schneidenden Widerspruch aufmerksam.

Am. 17. November hat Meißner von seinen Vorarbeiten, die er mir nächstens einsenden werde, gesprochen, ohne dieselben näher zu bezeichnen und nur beigefügt, daß besonders zum 4. 5. und 6. Bande Brauchbares da ist. Jetzt im Dezember gesteht er, über den 4. und 5. Band Nichts zu wissen und wünscht, daß ich ihm ein paar Umrisse, wenn auch die allergeringsten, darüber angebe, damit er auch in dieser Partie wenigstens — nachdenke.

Prag, 30. Dezember 1861.

Allerbester Freund!

Endlich! Endlich! Sie haben mich auf die Folter gespannt mit Ihrem Schweigen! Ich hatte keine Ruhe und keine freie Stunde mehr. Verdammtes München! Lebten Sie irgendwo anders und schwiegen so lange, ich käme nicht in solche Angst. Aber diese Typhusstadt!

Mit Janke steht es arg. Die Freundschaft erlischt und böse Vorwürfe kommen. Wäre mindestens der III. Band da! Sie versprachen vor sechs Wochen die ersten Kapitel. Senden Sie bald und bedenken Sie, daß das Publikum nicht so umständlich wägt!

Ihr Schweigen und die tausend Sorgen haben mir dieser Tage allen Humor geraubt und mich wie gelähmt, wenn ich die Feder in Bezug auf die Vicomtesse ergriff. Ueberhaupt — wenn man keine Ahnung von dem Uebrigen hat — welche Personen führt man vor? Wie weit darf — so fragt man sich beständig — man gehen?

Fast wäre es besser, Sie ließen die Kapitel-Lücken, das wäre viel praktischer. Indessen erhalten Sie in zwei Tagen, was ich nach besten Kräften geleistet. Von dem Chevalier (Negroni) nur ein paar Züge in ein Kapitel einzustreuen und alles Uebrige wegzuwerfen, scheint mir doch schade. Die Erfindung ist ja nicht schlecht, ich erzählte sie B. und sie gefiel ihm.

Addio, Edelster, Liebster, Bester! Viel Glück zum Neujahr! Lassen Sie nicht mehr so lange warten Ihren

Meißner.

Vor Allem mahnt mich Meißner, mit der Feilung und Vervollkommnung der Arbeit keine Zeit zu verlieren, weil das Publikum nicht so umständlich wäge, doch die ganze bisherige Korrespondenz muß gezeigt haben, daß ich in allen Dingen meinen eigenen Weg unbeirrt gehe.

In dem übrigen Theile des Briefes malt sich mein Mitarbeiter selbst in seiner völligen Rath- und Hilflosigkeit, ein ihm aufgegebenes Kapitel auszuführen und macht mir den Vorschlag, künftighin auf eine unerwartete, neue Art und Weise mitzuarbeiten. Ich soll nämlich in den Kapiteln, die ich schreibe, gewisse Lücken lassen, die er nur auszufüllen brauche. Das nennt er viel praktischer, ich aber habe es äußerst bequem und sogar höchst spaßig gefunden.

Zu diesem Vorschlage treibt ihn augenscheinlich auch das soeben gemachte Fiasko mit seinem Kapitel über den Chevalier Negroni, welches ein schlagendes Beispiel liefert, welchen Werth seine Beiträge zur

Mitarbeiterschaft gehabt haben, sogar aber auch dann, wenn er ausnahmsweise mit seiner Leistung sehr zufrieden ist.

Fast um dieselbe Zeit, da ich diesen Brief erhielt, überraschte mich einer der Vorfälle, die so oft im Leben unangemeldet hereinbrechen und alle Pläne des Menschen durchkreuzen. Ich war plötzlich gezwungen, den Roman liegen zu lassen und an eine ganz andere Arbeit zu gehen, an die ich nicht im Traume je gedacht hätte. Erst als die gespannte, aufregungsvolle Erwartung, in welcher ich in Folge alles dessen wochenlang gehalten war, ihr Ende erreicht hatte, konnte ich zu Schwarzgelb wieder zurückkehren.

Um die Mitte von April 1862 kam Meißner nach München und wir gingen sogleich nach Oberaudorf, unweit von Kufstein, ins bayrische Gebirge. Dort habe ich gegen das Ende von Mai den dritten Band vollendet.

Weitere Briefe über diesen Band besitze ich nicht und kann auch keine besitzen, da diesmal das ganze Manuskript aus einer Hand in die andere gewandert ist, aber ich verfüge über einen anderen überzeugenden Beweis.

In meiner Hand haben sich nämlich zwanzig Schreibbogen meines Manuskripts — der Anfang, ein Stück aus der Mitte und der Schluß des dritten Bandes — erhalten.

Nach der Vollendung des dritten Bandes reiste Meißner mit dem Manuskript von Oberaudorf nach Prag zurück. Ich begab mich zu derselben Zeit nach Partenkirchen, wo ich zwei Jahre vorher den „Neuen

Adel" geschrieben und schritt dort bald nach meiner Ankunft zur Ausführung des vierten Bandes, doch schon gegen Ende Juli wechselte ich meinen Aufenthaltsort wieder und ging nach Oberstdorf im Allgäu, wo mich Meißner, der inzwischen eine Rundreise gemacht hatte, mit seinem alten Vater und dem Verlagsbuchhändler Wilhelm Grunow von Leipzig erwartete.

In Oberstdorf habe ich im Hause von Herrn Gschwender den vierten Band um die Mitte von September vollendet und das Manuskript Meißner stückweise eingehändigt.

Gleich darauf reisten wir ab und trennten uns auf dem Bahnhofe von Augsburg, da ich dort ausstieg, um einer befreundeten Familie einen längeren Besuch abzustatten.

In München, wo ich mein Winterquartier aufschlug, kaum angekommen, erhielt ich den folgenden Brief.

Prag, 6. Oktober 1862.

Allerliebster Freund!

Nur ein paar Worte in aller Eile! Sie wollen, ich soll gleich schicken, ich thue es und raffe zusammen, was ich habe. Es sind nur Bausteine, Fragmente, Kleinigkeiten. Lesen Sie und entwerfen Sie und theilen Sie mir einen Part zu. Gestern schrieb Luthin, Janke's Kommis, er sehe der Zusendung des fünften Bandes entgegen.

Ich freue mich herzlich, daß Sie so angenehme Tage in Augsburg erlebt. Ich bin wieder unglücklich, daß ich in Prag sein soll. Gestern hatte

ich auch wieder einen Streit mit dem Pantato (heißt Vater auf Czechisch), der ihn bewog zu sagen: Du solltest doch wieder auf Reisen gehen. Ich sehne mich nach Paris oder mindestens nach Berlin. Nicht wahr, Freund, wir reisen bald?

Luthin schrieb, er habe keine Exemplare mehr. Es dürfte also wohl noch, ehe die Volksausgabe kommt, eine theuerere Ausgabe kommen. Janke selbst schweigt. Morgen erwarte ich den letzten Korrekturbogen. Schlägt die zweite Abtheilung ein, so ist die Ausgabe sicher und ein Strom von Geld flutet herein.

Aber die dritte, die dritte Abtheilung! Skizziren Sie rasch Ihre Ansichten, Sie werden mich energisch, thätig finden und hoffentlich zufrieden sein können.

Ich sende nur Zunächstliegendes, Stropps Ende. Solferino und Artemisia Betreffendes lasse ich vorerst liegen.

Bald mir einen Part designiren!

Ihr Meißner.

Der Glaube an die Existenz der mehrmals in Aussicht gestellten, bedeutenden Vorarbeiten zum 4., 5. und 6. Bande, von welchen erst kurz zuvor die Rede gewesen ist, erhält jetzt den letzten Stoß. Auf mein Verlangen rafft Meißner Alles, was er davon hat, zusammen und sendet mir nur einige Blätter, das Ende von Stropp, einer Nebenfigur im Roman. Was diese Arbeit werth ist, sagt er selbst mit seiner Entschuldigung: Es sind nur Bausteine, Fragmente, Kleinigkeiten, das heißt, unfertig, lückenhaft, zusammenhanglos.

Die Stelle: „Sie werden mich energisch, thätig finden und hoffentlich zufrieden sein können," hat eine besondere Tragweite.

Würde Meißner das Versprechen, künftighin fleißig und thätig zu sein, in diesem Augenblicke geben, wenn er vor so kurzer Zeit bei der Enstehung des vierten Bandes in Oberstdorf mitgewirkt hätte? Und würde er sich weder jetzt hier, noch irgend anderswo in den vielen mitgetheilten Briefen auf seine Mitwirkung bezogen haben? Ja, findet sich nur eine einzige Stelle in seinen Briefen, aus welcher hervorgeht, daß er mit einem selbstständigen Rathe bei der Entstehung der Romane eingreift oder daß eine den Gang der Romanhandlung bestimmende Erfindung aus seiner eigenen Gedankenkammer kommt? Nein, nirgends, nirgends! Er räth und tappt herum und ruft mich nur auf, ihm einen Part zu designiren, wie es auch am Schlusse dieses Briefes wieder geschieht.

Von meinem Manuskript des vierten Bandes, hat sich nichts erhalten, nur die betreffende Tabelle ist da.

Diesem Briefe vom 6. Oktober ist ein anderer, 4. Oktober datirt, vorangegangen. Derselbe ist der erste, welchen mir Meißner nach unserer Trennung auf dem Augsburger Bahnhofe geschrieben, da darin von seiner Rückreise über Nürnberg und von Immenstadt, in dessen nächster Nähe Oberstdorf liegt, gesprochen wird.

Hier weiche ich von der bisher streng eingehaltenen Zeitfolge nur um zwei Tage ab, weil der Brief vom 4. Oktober, den ich jetzt vorlegen werde, einen

abgesonderten Platz erfordert und vorher den Gang meiner Darstellung gestört hätte, denn sein eigentlicher Inhalt handelt diesmal von keinem der sobenannten Werke von Meißner, sondern von einem Werke, das unbestritten mein ist — von den „Nachtstücken aus dem Hochgebirge", dennoch aber ist der Gegenstand dem meiner Schrift vorschwebenden Zwecke nicht fremd und wirft, im Gegentheil, ein höchst charakteristisches Licht auf verschiedene Phasen meines litterarischen Verhältnisses, welche sonst entweder unverstanden oder ganz im Dunkel geblieben wären.

Prag, 4. Oktober 1862.

Mein lieber Freund!

Denken Sie nur, ohne mir, ohne Ihnen ein Wort gesagt zu haben, ohne es je in einem Briefe an mich mit einer Silbe angedeutet zu haben, hat Janke ihre „Nachtstücke" erscheinen lassen. Sie sind schon vier Wochen im Buchhandel. Die erste Nachricht erhielt ich durch einen beiderseitigen Bekannten H. Er sagte mir: „Hedrich's Novellen habe ich gelesen. Famos! Famos! Ausgezeichnet!" Trotz des Lobes war ich ganz starr vor Erstaunen, das nicht angenehm war. Meine erste Frage war: Hat Janke meine Vorrede mit beigegeben? — „Freilich!" sagte H.

Schrecklich unerwartet! Keine Korrektur von mir oder Ihnen! Weiß Gott, ob Ihnen die Vorrede recht ist — ging es mir im Kopfe herum.

Ist Ihnen die Mitgabe der Vorrede, die ich ja nur, um auf Janke zu wirken, schrieb, nicht

gar zu unangenehm, so bin ich getröstet. Vorerst habe ich eine große Unruhe im Leibe! Janke werde ich indessen (er soll nächstens herkommen, ich erwarte ihn jeden Tag) sagen, daß ein solches Vorgehen ohne jedes Aviso, ganz und gar ungeziemend ist. Sogar Ihren Taufnamen zu erfahren, hat er nicht angefragt, sondern gleich gedruckt „Nachtstücke von Hedrich". Eine solche Ueberrumpelung mit dem fait accompli ist mir noch nicht vorgekommen!

Mit meinen Drucksachen und Briefen Malheur um Malheur! Gestern begegne ich dem Briefträger.

„Ah. Sie sind wieder hier! Wir adressiren Ihre Briefe noch immer nach Immenstadt!" Vielleicht haben auch Sie geschrieben. Werde ich es wieder zurückerhalten? Schreiben Sie bald! Ihr

Meißner.

Wenn Otto Janke, der damalige Chef der Firma, das gelesen hätte, so wäre er sicherlich vor Erstaunen nicht minder starr als ich gewesen.

Dieser Brief verräth die äußerste Verlegenheit, ja, Angst und ist ein verworrenes Gewebe von Entschuldigungen, Ausreden auf einen Anderen und zu guter Letzt das vollste Eingeständniß der eigenen That, da sich Meißner, als der Verfasser der Vorrede, am Ende bekennt.

So viel ist schon jetzt sonnenklar, daß er meine „Nachtstücke" mit einer empfehlenden Vorrede hinter meinem Rücken veröffentlicht hat und sich in der größten Unruhe befindet, wie ich das aufnehmen werde.

Otto Janke hat zehn Jahre lang große Massen von meinem Manuskript durch Meißners Vermittelung gedruckt, doch habe ich ihn nie im Leben gesehen, oder ihm geschrieben und er hat mich ebensowenig gekannt.

Nun entsteht die Frage, warum Meißner nicht offen, im Einverständniß mit mir, gehandelt habe.

Die Antwort ist einfach. Er war zu gewiß, daß ich die Zustimmung auf das entschiedenste versagen werde, ja, wagte es kaum, mich seine Absicht ahnen zu lassen, denn er wußte am besten, daß ich seit unserem litterarischen Bündniß unter meinem eigenen Namen Nichts mehr erscheinen lassen wollte, bis der sehnlichst erwartete Tag gekommen war, an dem der mir gebührende Antheil an den bisherigen litterarischen Erfolgen öffentlich anerkannt werden würde.

Meißner wußte aber auch noch überdies, daß weit mehr bedeutsame Werke, als die „Nachtstücke aus dem Hochgebirge", in meiner Schublade verschlossen lagen, welche das Tageslicht nicht eher sehen sollten, als bis ich, von der Mitarbeiterschaft erlöst, als selbstständiger Autor dastehen und meine eigene Bahn weiter gehen würde.

Und jetzt drängt sich eine neue Frage auf.

Wie läßt es sich begreifen, daß Meißner unter solchen Umständen zu einer so eigenmächtigen Veröffentlichung meiner „Nachtstücke" geschritten ist? Welches Interesse kann ihn dazu angetrieben haben? Welcher entsprechende Beweggrund, um alle entgegenstehenden Rücksichten niederzureißen und sich in solche Verlegenheiten zu stürzen?

Darauf ertheile ich diese Antwort.

Im vergangenen Winter erhielt Meißner in Prag einen anonymen Brief, in dem mit einem derben Humor die Bitte an ihn gestellt war, seine Romane im Interesse der vaterländischen Industrie selbst zu fabriziren und künftighin nicht mehr aus dem Auslande zu beziehen.

Die Anspielung auf meine, immer von Auswärts kommenden Manuskriptsendungen ist handgreiflich. Ein Verrätherauge muß etwas erspäht haben.

Meißner theilte mir den anonymen Brief, der ihn in die größte Aufregung versetzt hatte und noch immer darin hielt, kurz nach unserer Ankunft in Oberaudorf im Frühjahr 1862 mit und wir waren Beide darüber einig, daß der ungenannte Verfasser desselben ein Post-, Zoll- oder Polizeibeamte sein müsse. Diese Vermuthung wurde auch noch durch gewisse Ausdrücke, die den österreichischen Bureaustil verriethen, erheblich gestützt.

Ich konnte leicht über den Spaß lachen, aber Meißner blieb aufs tiefste niedergeschlagen und malte sich mit der ihm eigenen Kunst, sich selbst zu quälen, alle möglichen Katastrophen aus. Im Vordergrunde dieser Befurchtungen stand sein Vater und Meißner hörte schon die Enterbung und den Vaterfluch über seinem Haupte dahindonnern.

Um daher allen drohenden Folgen zuvorzukommen, brütete er in aller Stille einen Plan aus, welchem nach ich dazu bestimmt war, gleichsam in eigener Person dem Anonymus zu antworten und allen weiteren Gerüchten, an denen es seit Jahren nicht gefehlt hatte, die Spitze abzubrechen.

Das ist, so weit es möglich war, mit dem Erscheinen meiner „Nachtstücke“ geschehen. Die Leute konnten jetzt sehen, daß ich mit der Ausführung meiner Gebirgs-Geschichten beschäftigt war, während Meißner einen größer angelegten, in die Zeitepoche hineingreifenden Roman, wie Schwarzgelb schrieb.

Doch dies war noch nicht genug!

Das Publikum sollte nicht bloß diesen rein logischen Schluß daraus ziehen, sondern auch aus einer klaren, ausführlichen Erklärung erfahren, daß Hedrich und Meißner zwei grundverschiedene Autoren sind, welche nicht miteinander verwechselt werden dürfen, wie es der böswillige Anonymus und noch andere Zweifler gethan haben.

Zu diesem Zwecke war eine Vorrede höchst geeignet und unerläßlich nöthig, denn auf diese Art und Weise konnte mich Meißner, wie einen Zeugen, sich gegenüberstellen und mir Alles gleichsam ins Gesicht sagen.

Alle diese Absichten sind auf zwei Stellen seiner Vorrede erreicht, welche ich zur Veranschaulichung der Sache hier anführen muß. Er sagt:

„Als Emauuel Geibel die Gedichte Lingg's mit einem Vorwort begleitete, war er in ähnlicher Lage, wie ich, in diesem Augenblicke. Auch er hatte ein Talent ersten Ranges, das nach der rechten Ordnung der Dinge keines Schutzes bedürftig war und für sich einstehen konnte, beim Publikum einzuführen und er konnte das Schutzrecht, das er ausübte, höchstens damit entschuldigen, daß er sagte: „Ich war früher da als Du!“

„Werden Sie mir zürnen, daß ich ohne Ihr

Wissen Sie in die Oeffentlichkeit bringe und Sie damit überrasche? Sie verzeihen mir die Indiskretion, wenigstens später, wenn die Stimme der Kritik Ihre Bilder als das, was sie sind und wie sie es verdienen, gewürdigt haben wird. Ich aber werde im Bewußtsein, ein Talent, das sich in stolzer, sich selbst genügender Zurückgezogenheit vielleicht noch lange dem Publikum vorenthalten hätte, an die Oeffentlichkeit gebracht zu haben, ein Genügen finden."

Hier ist der Welt kundgethan, daß Meißners Talent kleiner und das meinige größer ist und das bildet schon den ersten fundamentalen Unterschied zwischen uns, als Autoren. Dieser Vorrang mußte mir gelassen werden, denn Meißner konnte nicht anders zu mir sprechen, ohne den eigentlichen Urheber der meisten seiner Schriften mit seiner Protektion allzusehr vor die Stirn zu stoßen, und er giebt auch damit zugleich zu verstehen, daß meine „Nachtstücke" vorzüglicher sind, als Alles, was er bisher geschrieben und daß ich folglich weit bessere Werke, als die „Sansara", „Neuer Adel" 2c. hervorgebracht hätte. Kurz, ich werde aus meiner unerklärlichen Zurückgezogenheit hervorgeschleppt, ob ich will oder nicht, damit das Publikum erfahre, daß ich in diesem Augenblicke etwas ganz Anderes, als Schwarzgelb, geschrieben habe.

Trotz dieser Vorrede hat Niemand an meine Ueberlegenheit geglaubt, aber Viele werden den Zug einer solchen Bescheidenheit an dem berühmten Romandichter, gepriesen haben.

Begreiflicherweise war mir das Ganze höchst unangenehm, aber mein Zorn verbrauste in Nichts

und ich ließ die Sache auf sich beruhen, ohne daß sich aber der üble Eindruck eines solchen Vorgehens in meinem Gedächtnisse mit der Zeit verflüchtigt hätte.

Von später gemachten Erfahrungen gewitzigt, sehe ich jetzt die Sache noch in einem anderem Lichte an und kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne eine andere Vorrede in Erinnerung zu bringen, in welcher mich Meißner mit der Widmung eines von mir geschriebenen, aber unter seinem Namen erschienenen Werkes — Freiherr von Hostiwin-Hostiwin, später der erste Band der Sansara — auf eine ganz ähnliche Weise überrascht hat. Davon ist schon auf dem gehörigen Platze im Jahre 1855 die Rede gewesen.

Es kann jetzt nicht mehr übersehen werden, daß eine Vorrede auf die andere ihren Lichtreflex wirft und alle Beide zu einem und demselben Zwecke dienen. So viel ich wenigstens weiß, war im Jahre 1855 nicht der geringste Druck von Außen da, welcher Meißner genöthigt hätte, sich in einer Vorrede zu rechtfertigen, und dieselbe muß daher, als der erste Ausdruck seiner Hintergedanken und seines Wahnes betrachtet werden, die Anerkennung meiner Mitarbeiterschaft womöglich zu vereiteln oder doch meine Reklamation zu erschweren.

Ich kehre jetzt zu Schwarzgelb wieder zurück und lasse dem Briefe, der mir das Erscheinen der „Nachtstücke“ meldet, den nächsten folgen.

Prag 20. Oktober 1862.

Liebster Freund!

Von Janke kann ich nur sagen, daß er wie eine Duckente oder ein unterseeisches Boot ist.

Manchmal pustet er scheinbar zwecklos eine Menge Briefe aus, dann verschwindet er ganz aus dem Gesichtskreis und ist durch die dringendsten Anfragen nicht zu citiren. Sein letzter Brief ist vom 16. September. Seitdem war er durch das dröhnendste Gepolter ebensowenig zu wecken, wie ein gestorbener Hausmeister. Die letzte Korrektur des IV. Bandes ging in den ersten Tagen von Oktober weg. Seitdem kein Zeichen!

Mich drängt es ungeheuer, mit dem V. und VI. Bande fertig zu werden. Ich denke, wir gehen nämlich sodann nach Paris.

Leider habe ich noch nichts vom V. Bande arbeiten können. Sie fragen, wie ich mir die weitere Handlung denke. Ja, darüber bin ich schrecklich im Unklaren. In rohen Umrissen dächte ich mir die Sache so: Mittelpunkt der Handlung, die Katholicisirung des Staates, deren Repräsentant der alte Kronenburg. Schmey und Thieboldsegg sind in großen Spekulationen Compagnons geworden (Stropp hinzu) und als Mitangeführter Dubsky. Es kommt zum Bruch zwischen Kronenburg und Thieboldsegg und Cornelia erfährt, daß ihr Vater an Bruno's Verhaftung schuld ist. Den alten Haldenried wollte ich als radikales Extrem auffassen. Thieboldsegg fällt in Ungnade, verliert (à la Pillersdorf) seine Orden, will fort aus Oesterreich und willigt in die Heirat mit Bruno. Aber Leiden hat den Keim des Todes in Cornelia's Brust gelegt. Den Streich mit den Dieben habe ich erzählt; weiß nicht, ob er nicht, zu kraß. Eine größere Rolle möchte ich Smutny

einräumen. Ich habe nämlich (hochinteressant) alle Papiere erhalten, die Smetana gesammelt und die sich auf seine Exkommunikation beziehen. Daraus läßt sich viel machen mit einiger Phantasie.

So viel über V. und VI. Band. Lassen Sie mich bald wissen, worin Sie beistimmen und was Sie verwerfen. Ueber den Schluß habe ich vorerst nur die Idee, daß es reiner Hohn sein soll. Sapienti sat!

Ueber Ihre Verstimmung wundere ich mich. Sie waren doch in Oberstdorf recht heiter, ja, Sie schienen glücklich und doch war dort Plage, Mühsal, Einengung; jetzt Freiheit, Gesellschaft, alte Bekannte, Frauen &c.

„So lange Flammen wehen, giebt's kein Veralten!“ Ich habe am 15. Oktober meinen vierzigsten Geburtstag gefeiert. Und nun, Adieu!

Ihr altgetreuer
Meißner.

In diesem Briefe gesteht Meißner offen ein, über den Inhalt des V. und VI. Bandes Nichts zu wissen, und erzählt dann, wie ungefähr er sich die Sache in rohen Umrissen denke.

Obwohl jetzt vier Bände vor seinen Augen, liegen, vermag er den Faden der Handlung nirgends aufzunehmen und weiter fortzuspinnen und ergeht sich in ganz farblosen Allgemeinheiten, wobei er nur sechs handelnde Personen beim Namen nennt, ohne der fünfzig oder sechzig Personen zu gedenken, welche noch im Roman ihre Rollen zu Ende zu spielen haben. Dann schließt er:

„So viel über den V. und VI. Band! Ueber den Schluß habe ich vorerst nur die Idee, daß es reiner Hohn sein soll. Sapienti sat!“

So wenig vertraut ist er mit dem Roman, daß er um diese Zeit noch nicht ahnt, daß der Stoff in zwei Bänden nicht zu bewältigen ist und noch den VII. und VIII. Band erfordert!

Daß der Schluß des Romans reiner Hohn sein soll, ist eine nichtssagende, hohle Phrase, in welche erst der Scharfsinn eines Anderen (sapienti sat) einen Sinn hineinzulegen hat, aber so viel ist ganz deutlich, daß Meißner seinen extremen, politischen Gesinnungen ein bischen Luft machen möchte.

Das ist ihm aber nicht gelungen.

In Schwarzgelb wird vom Anfang bis zum Ende nicht Politik getrieben. Es ist ein Zeitgemälde, eine Dichtung. Fingirte Personen aus allen Kreisen und Ständen verfolgen ihre eigenen Lebensziele darin. Ob sie wollen oder nicht, muß die düstere, stürmische Atmosphäre der Zeit, in welcher sie athmen und leben, einen natürlichen Einfluß auf ihre Schicksale ausüben und nur aus diesem Grunde ist eine Charakterisirung der herrschenden politischen Zustände nothwendig gewesen.

Eine andere Auffassung ist ein Mißverständniß.

Hie und da, doch höchst selten kommen zwar kurze politische Exkursionen, welche die Grenze des Nothwendigen überschreiten, vor, doch diese sind von Meißner während der Korrektur hinter meinem Rücken eingeschoben worden und verrathen sich beinahe alle dadurch, daß sie auf dem Platze, auf den sie gestellt sind, stören und den Fortgang der Handlung

unterbrechen, oder vom ruhigen, bedachten Gleichmaß in dem ich immer erzähle, auffällig abweichen.

Die bemerkenswertheste Stelle des Briefes sind aber die folgenden Zeilen:

„Ueber Ihre Verstimmung wundere ich mich. Sie waren doch in Oberstdorf recht heiter, ja, Sie schienen glücklich und doch war dort Plage, Mühsal, Einengung, jetzt Freiheit, alte Bekannte 2c."

Hier ist, rund herausgesagt, daß wir vor Kurzem in Oberstdorf gewesen sind und ich dort den IV. Band zu Ende geschrieben habe. Meißner nennt hier die dichterische Arbeit Plage und Mühsal, aber ich habe eine andere Auffassung der Litteratur, sonst würde er mich in Oberstdorf nicht so heiter und glücklich gefunden haben. Unter Einengung ist das allzulange Hocken in der Schreibstube zu verstehen.

Ich komme jetzt zu dem V. und VI. Bande, welche Beide, dem folgenden Briefe nach, am 30. Mai 1863 geschrieben und fast zu Ende gedruckt sind.

Prag 30. Mai 1863 Mittags.

Allerbester Freund!

Da ich zur Post eile, damit das Geld morgen in Ihrer Hand sei, will ich heute lakonisch kurz sein.

Von Janke ist gestern ein Brief gekommen ohne Geld. Er zaudert so mit dem Druck, um mir Zeit zu lassen, mit den zwei folgenden Bänden (VII. und VIII.) nachzukommen. Wenn diese noch im Juni erscheinen könnten, so wollte er sehen, ob man im Herbst an eine wohlfeile Gesammtausgabe à 2 Thaler für alle acht Bände gehen könne, widrigenfalls bliebe die wohlfeile

Ausgabe auf 1864. Das Honorar wird er mir sofort nach beendigtem Drucke (? des VI. Bandes ?) anweisen. Er erwartet Zusendung, denn er möchte die vier Bände zugleich erscheinen lassen.

So Janke's Brief, den ich der Volksausgabe wegen mit Freude, des Anderen wegen, mit Verdruß las.

Den Schluß des V. Bandes will er lassen, wo er ist, weil es sonst viel Umbrechen gäbe.

Quid faciendum nunc? Wenn ich einen Plan hätte und demnach die Linien wüßte, so könnte vielleicht in vier Wochen Alles gehen.

Morgen reist der Vater nach Kissingen. Von dort soll ich ihn abholen und mit ihm nach Schwalbach 2c. gehen. Will die Tour machen.

Der Segler durch die Scheeren.
Osrik.

Immer dieselbe tolle Eile! Auch diesmal redet mir Meißner wieder vor, daß Janke mit dem Drucke so zögere, weil er ihm Zeit lassen wolle, mit den zwei übrigen, dem VII. und VIII. Bande, von welchen hier zum ersten Mal die Rede ist, nachzukommen, wie wenn dieselben aus der Pistole hervorgeschossen werden könnten.

Diese Eile hat dieselbe Quelle, wie in allen vorigen Fällen, und einen Plan von mir zu fordern, damit er weiß, wovon die nächsten Bände handeln sollen, ist das immer wiederkehrende alte Lied. Da aber, trotz seiner wilden Eile, die zwei Schlußbände von Schwarzgelb erst nach zehn Monaten fertig geworden sind, ist es klar, wie die Sonne, daß ich nicht nur den Zügel in der Hand gehabt habe,

sondern auch die Feder, auf welche allein Alles angekommen ist.

Von meinem Manuskript des V. und VI. Bandes hat sich kein Blatt erhalten, doch aber die betreffenden Tabellen.

Jetzt bringe ich einen Brief, nur Sonntag Nachmittag datirt. Sowohl aus dem Inhalte, als den Anspielungen auf die Allianz Bismarck-Rechberg und die deutsche Bewegung, welche durch den Tod des Königs von Dänemark hervorgerufen wurde und die Befreiung von Schleswig-Holstein zum Ziele hatte, muß geschlossen werden, daß dieser Brief kurz vor Neujahr 1864 oder viel wahrscheinlicher nicht lange darauf geschrieben worden sein müsse, also in der Zeit, in welcher der VII. Band vollendet ist und der VIII. der Vollendung entgegengeht. Durch das Datum des nächstfolgenden Briefes 11. März 1864, in dem von der Vollendung aller acht Bände von Schwarzgelb die Rede ist, wird diese Konjektur über jeden Zweifel erhoben.

Prag, Sonntag Nachmittag (1864).

Theurer Freund und Großmeister!

Gestern spät Abends kam der Zettel (Mauthzettel) und heute nahm ich das Ersehnte (Manuskript-Packet) in Empfang. Ueber den Schluß habe ich nur ein Wort: Großartig! kühn! wirkungsreich! Da habe ich gesehen, was ein Großmeister machen kann! Ich bin noch unter der bewältigenden Macht des ersten Eindrucks.

Von Berlin kam kein Brief. Janke schweigt hartnäckig, doch zeigt sich schon die lieblich be-

schattete Bucht, wo das Schiff einlenkt und die Ermüdeten ausruhen. Heil! Heil der Stunde der Einfahrt!

Die Mühle in A. (Janke's Druckerei) steht ungefähr seit dem 4. Auch jetzt kann ich sie nicht in Bewegung setzen, es ist noch zu wenig. Doch habe ich schon die Hoffnung, daß Alles gut wird. Ich sage nur Eines: Zu viel! zu viel! Es lohnt sich nimmer!

Was halten Sie von der deutschen Bewegung?

Heute regnet es hier jämmerlich, doch ist es ein froher Tag. Das Ersehnte kam.

Apropos! Wie erklären Sie die Allianz Bismarck-Rechberg?

Herzensfreund, Liebster, Bester! Es sehnt sich nach Kunde von Ihnen Ihr treuer

Meißner.

Meißner drückt poetisch aus, die baldige Vollendung des Werkes vor sich zu sehen oder die Bucht, wo das Schiff einlenkt und die Ermüdeten ausruhen. Er zählt sich hier zu den Ermüdeten mit, aber schon der Jubel, in den er darüber ausbricht, zeigt hinlänglich, daß er nicht der Schiffskapitän, sondern ein mitreisender Passagier ist, denn er läßt nirgends von seinem eigenen Eingreifen zur Erreichung des heiß gewünschten Zieles ein Wort fallen, verräth aber sehr deutlich sein Vertrauen, daß ich alles Weitere rasch und rechtzeitig nachliefern werde!

Dabei ruft er aus:

„Ich sage nur Eines: Zu viel! zu viel! Es lohnt sich nimmer!“

Er will damit sagen:

Eilen Sie mehr! Nehmen Sie sich mit der Arbeit nicht solche Mühe! Es lohnt sich nicht, denn, wenn Sie auch ohne viel Nachdenken Etwas schreiben, so wird es noch immer gut genug sein!

Eine ganz gleiche Mahnung ist in seinem Briefe 30. Dezember 1861 an mich ergangen, weil das Publikum nicht so umständlich wäge.

Diese Manuskriptsendung hat mir Meißner durch sein unaufhörliches Drängen abgepreßt und da zeigt es sich plötzlich, daß die Druckerei doch noch warten kann, denn er sendet das Manuskript nicht ab, bis noch mehr nachgekommen ist. Wie übel ich das zuweilen aufgenommen haben muß, enthüllt die folgende Stelle, aus einem seiner früheren Briefe bei einem ganz ähnlichen Falle.

Prag, 30. November 1862.

Mein liebster Freund!

Die Sorge, daß sie erkrankt sein könnten, kam noch zu Allem, was mich quälte. Ihr Brief begann zwar mit einem furchtbaren Donnerwetter — Sie donnern jetzt bei geringer Veranlassung oft furchtbar — weil ich das Packet zwei Tage später aufgab, doch gern ließ ich diese Wasserfluthen, mit Hagelschlossen und fallenden Dachtrümmern vermischt, hinbrausen und hielt mich nur an das Eine: Es geht Ihnen leiblich wohl!

Meißner.

Ich lasse nun den kurz zuvor erwähnten Brief folgen, in dem von der Vollendung des achten oder letzten Bandes von Schwarzgelb die Rede ist.

Prag, 11. März 1864.

Mein Liebster, Bester!

Wenn es nöthig gewesen wäre, daß ich noch Etwas lese, um den höchsten Begriff von Ihrer Meisterschaft zu gewinnen, jetzt hätte ich einen solchen Beweis wieder vor mir gehabt. Ich kann sagen, daß ich mich seit dem 9. in einem ununterbrochenen Staunen über Ihren Genius befinde. Besonders das erste Kapitel ist ein wahrer Triumph von Geist und Ueberlegenheit, welche Ausgänge findet, wo ein Anderer keine sieht. Groß, groß!

Die Nachricht vom Tode König Max' von Bayern hat mich gestern, wiewohl ich ihn nur aus Ihren Erzählungen kenne, recht erschüttert. Es will mir gestern und heute nicht aus dem Kopfe.

Ich habe den Brief schon fertig (nur das Datum ist hinzuzufügen), der hoffentlich in diesen Tagen an Janke abgehen wird. Heute, heißt es darin, ist die letzte Sendung abgegangen, ich wünschte umgehend u. s. w. Sie wissen was. Sie werden mir gestatten, 50 Thaler vorläufig, als kleine Deckung, die ich wieder herausziehe, wenn Anderes einläuft, zu verwenden.

Ist Schwarzgelb fertig, so unterhandle ich mit Janke — doch die Sache ist so gut, wie abgeschlossen — wegen der „Seltsamen Geschichten."

Meißner.

Die Stelle die vom Honorar und von den fünfzig Thalern handelt, hätte allein eine hinreichende Beweiskraft, meine Autorschaft festzustellen, wenn auch

sonst keine andere in diesem Briefe beredt genug dafür spräche, denn nur derjenige verfügt über das Honorar, der es erworben hat.

Von meinem Manuskript des VII. und VIII. Bandes ist Nichts übrig geblieben, doch die betreffenden Tabellen sind noch da.

Eine derselben ist auf die Rückseite eines unbrauchbaren Manuskriptblattes von Meißner geschrieben und unterscheidet sich von den vorhergehenden in Nichts, als daß auch noch ganz am Ende ungefähr sechzig verschiedene Namen stehen.

Das sind die Namen aller der Personen, deren Schicksal im 7. und 8. Bande von Schwarzgelb abzuschließen gewesen ist und die ich hingeschrieben habe, um sie während der Arbeit vor den Augen zu haben und keinen zu vergessen. Die dabei stehenden Kreuze sind gleichsam Todtenkreuze, die ich jedesmal hingesetzt habe, sobald die Laufbahn einer der Personen zum Abschluß gebracht worden ist.

Hiermit habe ich alle Beweise vorgelegt um die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob ich der Erfinder und Verfasser von Schwarzgelb bin oder ob es jener Name ist, der, als solcher, auf dem Titelblatte des gedruckten Werkes steht.

Hier scheint mir ein gewisser Haltepunkt und ein passender Ort, um auf meinen ersten, unter Alfred Meißners Namen erschienenen Roman „Zwischen Fürst und Volk" einen Rückblick zu werfen.

Es ist das einzige größere Werk, über welches ich gar keinen Beweis meiner Urheberschaft besitze.

In der damaligen Zeit fiel es mir nicht ein, Meißners Briefe und andere Beweismittel sorgfältig

aufzubewahren, denn bei dem unbedingten Vertrauen, das ich hatte, ahnte ich nicht, daß ich dieselben eines Tages nöthig haben könnte, aber sogar auch noch dann, als in späterer Zeit mein Vertrauen erschüttert war, verfuhr ich nicht viel anders in diesem Punkt. Ich hielt alle solchen schriftlichen Beweise meiner Autorschaft mit dem vollsten Recht für überflüssig und unnöthig, solange Meißner am Leben war. Die Möglichkeit seines Todes ist mir niemals in den Sinn gekommen.

Gar manchen Brief habe ich unnützer Weise zerrissen oder zum Anzünden meiner Morgenpfeife oder beim Rasiren verwendet. Daß sich dessen ungeachtet so viel Beweismaterial erhalten hat, ist nicht das Verdienst meiner Vorsicht und Behutsamkeit. Nur mein gutes Schicksal hat darüber gewacht und nicht Alles zu Grunde gehen lassen. Als mich die Nachricht von Meißners plötzlichem Tode überrascht hatte, wußte ich kaum recht, ob ich nur einen einzigen seiner zahllosen Briefe aus der Periode von 1848 bis 1870 noch besitze, und entdeckte erst viele Monate darauf meine sämmtlichen, bis zum Jahre 1870 reichenden Beweisstücke in einem meiner Koffer, die vierzehn Jahre lang in München unberührt lagen. In einen Haufen alter, vergilbter Papiere da und dort hineingesteckt, fanden sich Meißners Briefe und die Manuskriptreste meiner Romane. Keinen dieser Briefe habe ich seit deren Empfang bis zur Zeit der Auffindung jemals wieder gelesen.

Aus der Fülle und Stärke der entdeckten Beweise läßt sich der Verlust der übrigen Masse genau berechnen und abschätzen. Bei Meißners ununter-

brochener, äußerst lebhafter Korrespondenz mit mir, können keine solche Lücken vorgekommen sein, daß oft mehrere Monate ohne eine Zeile vergangen oder mehrere Werke, die in dieser Zeit entstanden sind, unerörtert, ja, ganz unerwähnt geblieben wären.

Was nun „Zwischen Fürst und Volk“ betrifft, so muß ich hier in Ermangelung direkter Beweise doch noch wenigstens die folgenden Fragen stellen.

Ist es wahrscheinlich, ist es überhaupt denkbar, daß Meißner den allerersten Roman selbst geschrieben hätte und die nächstfolgenden nicht selbst schreiben könnte? Hätte er im Jahre 1854 eine höhere Schöpferkraft besessen, als später zur Zeit des „Freiherrn von Hostiwin“, der „Sansara“, des „Neuen Adels“ und von „Schwarzgelb“? Wäre die Unzulänglichkeit seines Talents, die er in so vielen Briefen verräth und gar oft ganz offen eingesteht, erst bei Schwarzgelb eingetreten und noch nicht bei seinem ersten Versuche, einen Roman zu schaffen, dagewesen? Aus welchem Grunde ließe sich „Zwischen Fürst und Volk“ leichter schreiben, als die nachfolgenden Romane? Müßte er nicht, ganz umgekehrt, den letzten Roman leichter hervorbringen, als den allerersten? Hätte er eine so verwickelte und gestaltenreiche Geschichte, wie „Zwischen Fürst und Volk“ aus seinem eigenen Kopfe geschöpft, ohne die „Programme“ und „Planideen“ eines Anderen, den er oft seinen Meister nennt, nöthig gehabt zu haben, um zu erfahren, um was es sich eigentlich in seinem Roman handeln soll?

Das sind in der That sehr schwere Bedenken, über welche es sich schon jetzt nicht hinwegkommen

läßt und deren Gewicht sich noch auf jedem der folgenden Blätter meiner Schrift unausgesetzt vergrößern wird, da ich zu beweisen im Stande bin, daß ich, von Schwarzgelb abwärts, bis zu Meißners Lebensende, noch auf eine ganze Reihe von Werken, theils das Recht der Urheberschaft, theils der Mitarbeiterschaft zu beanspruchen habe.

In ein nicht minder tiefes Dunkel bleibt aber auch noch der Ursprung vieler anderer Erzählungen gehüllt.

In den Zwischenräumen der einzelnen Romane und auch gewöhnlich während deren Entstehung habe ich kleinere, zum Theil werthvolle Sachen geschrieben, welche im Jahre 1863 unter dem Titel „Charaktermasken“ in drei Bänden und im Jahre 1865 unter dem Titel „Novellen“ in zwei Bänden gesammelt erschienen sind.

Der größte Theil des Inhalts dieser fünf Bände ist aus meiner Feder allein hervorgeflossen und den kleinen Rest habe ich nach embryonenhaften Entwürfen, welche von Meißner herrühren und zuweilen ihre feuilletonistische Natur verrathen mit eigener Hand ausgebaut und druckfähig gemacht.

Mir fehlen jetzt die Beweise, daß ich der alleinige Verfasser des vorzüglichsten Theiles davon, wie zum Beispiel, die „Enthusiasten“, „Sacro Catino“, die „Tage des Teufels“, der „Spieltisch Peters des Großen“, der „Müller von Höft“ ꝛc. bin.

Nur über „Sankt Johannes von Arnau“ giebt Meißners Brief, den ich schon angeführt habe, Aufschluß und die Entstehung von „Gyges“ wird aus dem nachfolgenden Briefe kennen gelernt werden.

Dieser Brief ist ein halbzertrümmerter Torso, bringt aber doch den ganzen Beweis, daß ich „Gyges" ausgearbeitet und zu dem, was er ist, erst gemacht habe.

Meißner, der mir eine zerfahren hingeworfene Skizze dieser Novelle zugesandt hat, freut sich, daß ich den Scherz leidlich amüsant finde, und fordert mich in poetisch verblümter Redeweise auf, die Idee zu verkörpern und erst eine Geschichte daraus zu machen.

Diese Aufforderung allein sollte alle Illusionen verjagen, daß die besten der Novellen, die ich vorher beim Namen angeführt habe, aus Meißners Feder hervorgegangen sein könnten.

Die vorkommende Anspielung auf die dänischen Kriegsgelder und auf Schwarzgelb giebt ungefähr die Zeit an.

Das Briefchen lautet:

Froh bin ich, daß Sie den Scherz „Gyges" leidlich amüsant finden. Wenn diese gebenedeite Himmelsfeder auch nur einen Zug, einen hingekritzelten Schnörkel hineinbringt, so wird der Quarz zum Diamant.

Die Staatsbedürfnisse fordern gebieterisch Tag für Tag das Ihrige. Darum eben denke ich an diesen Purfürsten (Buchhändler.) Drei Friedrichsd'or per Bogen. Dann Grunow zweite Auflage, im Herbst Janke zweite. Aber, ob es nicht die Hoffnung auf die dänischen Kriegsgelder ist?

Ueber „Schwarzgelb" haben hiesige und Wiener Blätter noch kein Wort gesagt.

Der Ihrige für's Leben.

Meißner.

Kurz nach Beendigung von Schwarzgelb ist der zweibändige Roman „Lemberger und Sohn“ entstanden und 1865 bei Otto Janke erschienen.

Plan und Stoff der ganzen Handlung sind meine Arbeit, dagegen stammen jene Partieen, in welchen allerhand jüdische Gebräuche ausgemalt werden, von Meißner, so daß insofern das Werk, als ein gemeinsames, anzusehen ist, doch ich verweile bei diesem leichten, unbedeutenden Erzeugniß nicht länger und erwähne nur, daß sich neun Blätter meines Manuskripts, von Meißners unverkennbarer Hand mit rothem Stift numerirt, in meinem Besitze erhalten haben.

Schwarzgelb hatte, trotz seinem großen Umfange, nicht den natürlichen Abschluß gefunden. Lange, ehe dieser Roman vollendet war, hatte es sich gezeigt, daß der ganze Stoff noch mehrere Bände zur vollständigen Bewältigung brauchte, um aber das Werk nicht übermäßig stark anschwellen zu lassen, ersann ich den Ausweg, einen neuen Roman etwas später zu schreiben, welcher unter einem anderen Titel auf seinen eigenen Füßen stehen, doch aber nur die Fortsetzung von Schwarzgelb bilden sollte.

Diesen neuen Roman, der unter dem Namen „Babel“ in vier Bänden erschienen ist, nahm ich im Spätherbst 1864 in Angriff, doch, ehe noch die ersten Fundamente der Handlung gelegt waren, trat ein Monate langer Stillstand meiner Arbeit unerwartet ein.

Ich erhielt nämlich von Ernst Keil in Leipzig eine Aufforderung, ihm einen novellistischen Beitrag für seine „Gartenlaube“ zu liefern. Von meinen

„Nachtstücken aus dem Hochgebirge“, die ohne und gegen meinen Willen veröffentlicht worden sind, auf mich aufmerksam gemacht, hatte mir Ernst Keil schon im Jahre 1863 geschrieben und eine Novelle von mir gewünscht. Damals ging ich dem verlockenden Antrage schon aus dem Grunde aus dem Wege, weil ich mitten in der Arbeit von Schwarzgelb war, aber diesmal fand sein Brief einen sehr empfänglichen Boden bei mir.

Mein Verhältniß zu Meißner war inzwischen durch allerhand Vorfälle getrübt und ich begann die ganze Last einer Mitarbeiterschaft stark zu fühlen, welche ich nicht brauchte und welche im Großen und Ganzen nur ein leerer Name war, mir aber doch das Opfer auferlegte, nicht allein das materielle Ergebniß meiner Arbeit, sondern auch mein Talent und Gehirn mit dem Mitarbeiter zu theilen.

Ernst Keils Aufforderung war mir daher unter solchen Umständen höchst willkommen und eröffnete meinem Blicke die frohe Aussicht, mit der „Gartenlaube“, dem am meisten verbreiteten und einflußreichsten Blatte deutscher Zunge in jener Zeit, in die engste Verbindung zu treten und mich, als Autor, ganz unabhängig zu machen, ohne daß ich erst auf die ungewisse Stunde warten mußte, in welcher Meißner meinen Antheil an seinen Werken anzuerkennen hatte.

Ohne an die „Gartenlaube“ mehr zu denken, hatte ich eine größere Novelle „Balbina“ gegen das Ende 1864 begonnen, als mir Ernst Keils zweite Aufforderung zukam, und ich sandte ihm im Februar „Balbina“ ein.

Leipzig, 17. Februar 1865.

Sehr geehrter Herr!

Ihre „Balbina“, wie sie mich persönlich interessirt, ja, stellenweise gepackt und ergriffen hat, ist mir eine ganz willkommene Gabe für meine Gartenlaube.

Es soll mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn Sie sich recht lebhaft an meiner Gartenlaube betheiligen wollen und wenn Sie Konkurrenz-Blättern meiner Zeitschrift keine Beiträge aus Ihrer Feder zukommen lassen, so bin ich sehr gern bereit, Ihnen noch ein höheres Honorar, als das sonst bei meiner Gartenlaube übliche, an sich schon sehr liberale, zu gewähren. Wie gesagt, ich würde einen großen Werth darauf legen, Ihre novellistische Feder allein für meine Gartenlaube zu gewinnen.

Haben Sie die Güte, mich auf meine Propositionen mit einer möglichst umgehenden Antwort zu erfreuen.

Ihr ergebener

Ernst Keil.

Diese Antwort, die meine Erwartungen weit übertraf, und Keils Gewogenheit, die sich in seinen späteren Briefen womöglich noch stärker offenbarte, führten zu einer langen Krise, während welcher mein bisheriges literarisches Verhältniß mit Meißner auf dem Spiele stand.

Ich nahm daher meine begonnene Arbeit an dem neuen Roman „Babel“ nicht mehr auf und ließ mich im Frühjahr 1865 in Hinterlangen im

Allgäu nieder. Dort arbeitete ich in ungestörter Gebirgseinsamkeit an einer größeren Erzählung aus der höheren Gesellschaft, welche Ernst Keil ungeduldig erwartete. Da kam gegen das Ende von Juli ein Brief von Meißner, in dem ich aufgefordert wurde, unverzüglich in München zu erscheinen. Sein Vater war dort auf dem Rückwege aus der Schweiz nach Prag schwer erkrankt. Zu dem alten chronischen Leiden hatte sich eine bedrohliche Brustaffektion hinzugesellt, doch, ehe der alte Herr noch ein Rekonvalescent zu nennen war, bestand er schon mit dem ihm eigenen unüberwindlichen Eigensinn darauf, nach Hause gebracht zu werden, und als er mit dem Sohne abreiste, war es ungewiß, ob er lebend in Prag ankommen werde.

Unter solchen Umständen und während der Gefahr, die den Tod des alten Herrn nahe gerückt zu haben schien, haben meine Gedanken eine neue Wendung und Richtung erhalten und diese Zusammenkunft mit Meißner hat daher unser Verhältniß interimistisch wieder befestigt. Bei dieser Gelegenheit ist auch unsere schon bekannte Vereinbarung, alles von beiden Seiten einlaufende Honorar künftighin gleichmäßig zu theilen, zu Stande gekommen.

„Balbina“ erschien unter meinem eigenen Namen am 1. Juli 1865 in der „Gartenlaube“ und entging durch das Zusammentreffen besonderer Umstände dem Schicksal, unter Alfred Meißners Werke einverleibt zu werden.

Ein paar Tage nach Meißners Abreise von München begab ich mich nach Partenkirchen, wo ich, fünf Jahre vorher, den „Neuen Adel“ geschrieben,

um dort die so lange unterbrochene Arbeit an „Babel“, der Fortsetzung von Schwarzgelb, wieder aufzunehmen.

Kurz nach meiner Ankunft kam dieser Brief.

Prag, 14. August 1865.

Mein lieber, guter Freund!

Lange erwartet, traf gestern Ihr Brief ein. Dem Vater geht es überraschend gut. Der Husten ganz vorüber. Nur große Schwäche. Es wird Alles diesmal noch ganz gut vorübergehen.

„Balbina“ las ich. Gefiel mir überaus. Farbenreicher, als jede Ihrer früheren Sachen. Beinahe verschwenderische Figurenfülle. Woraus Andere einen Band machten, machen Sie kaum zehn Zeilen. Aus Zuckertoni und seinem Pflegevater hätten Andere ein halbes Buch gemacht. Balthasar hochinteressant, Balbina im edelsten Stil, eine *Ihrer idealsten Gestalten*. Kurz, zwei Bände hätten das werden sollen. Rubine und Saphire sind zum Hausbau verwendet — Luxus eines Geistes-Millionärs. Als wenn das Gebirg unerschöpflich wäre!

An Janke habe ich soeben in *Ihrem Sinne* geschrieben, ungefähr: Sie haben sich übereilt und gehandelt, als ob Schwarzgelb nicht auch mein wäre. Auch ich habe bei neuen Ausgaben ein Wort darein zu reden. Ich hätte nie meine Einwilligung zu einer Form gegeben, bei der nur ein so kleiner Gewinn für mich heraussieht. Was kümmert es mich, daß Sie sich auf eine Einthaler-Ausgabe passioniren. Um 250 Thaler gebe ich

Schwarzgelb nicht her. Lieber gar Nichts. Ich bin Condominus und verfechte mein Recht 2c.

Die Termine und Forderungen habe ich ebenso in Ihrem Sinne angezeigt.

Möge das Programm bald einlangen!

Sobald Janke schreibt, setze ich Sie vom Weiteren in Kenntniß.

Meißner.

Meißners Beurtheilung der „Balbina", von welcher er bisher nur die ersten drei Nummern der „Gartenlaube" gelesen, enthält einige wenige Worte, welche hervorgehoben zu werden verdienen.

Er nennt nämlich „Balbina" zuerst farbenreicher, als jede meiner früheren Sachen und dann eine meiner idealsten Gestalten.

Das deutet auf viele Werke und zahlreiche Frauengestalten, die ich geschaffen habe, unverkennbar hin.

Was berechtigt Meißner, so zu reden? Was und wie viel habe ich bis dahin unter meinem Namen veröffentlicht? Verhältnißmäßig Nichts, als die meisten und vorzüglichsten seiner Werke, und ohne diese Voraussetzung würde seinem Ausspruche jeder Anhaltspunkt gefehlt haben.

Damit ist ihm hier ein umfassendes Bekenntniß unwissentlich entschlüpft.

Ueberdies ersieht man aus dem Absatze des Briefes, der von der Volksausgabe von „Schwarzgelb" handelt, wieder, daß ich nicht allein die Werke geschrieben, sondern auch die Verhandlungen mit den Buchhändlern geführt habe. Meißner sagt auf zwei

Stellen, daß er in meinem Sinne, das heißt, nach Anweisungen, die er zur Ordnung der Honorar-Differenz von mir erhalten, an Otto Janke geschrieben und die Höhe der Geldforderung und deren Termine festgesetzt habe.

Da jetzt ein neuer Roman entstehen soll, läßt es sich schon erwarten, daß Meißners wohlbekannter Ruf nach einem Programm, das heißt, nach dem Plane von „Babel" erschallen muß.

Von hier bis zur Vollendung von „Babel" sind mir alle Quellen verschwunden, um den Fortgang und das Wachsthum des Werkes zu veranschaulichen.

Es ist nur ein Brief, Ostersonntag datirt, da. Verschiedene, darin enthaltenen Winke lassen es mir als unzweifelhaft erscheinen, daß es der Ostersonntag 1866 sein müsse, da Meißner 1863, 1864 und den 1865 erschienenen Roman „Lemberger und Sohn", als die vorangegangenen Jahre erwähnt, doch die Wichtigkeit und Bedeutung des Inhalts würden unveränderlich dieselben bleiben, an welches beliebige Datum auch der Brief geknüpft wäre.

Prag, Ostersonntag 1866.

Bester Freund!

Warum höre ich Nichts von Ihnen? Am 14. schrieb ich und bat, Sie möchten einmal plaudern, etwas umständlicher melden, wie es Ihnen geht. Es ist aber Nichts gekommen.

Besten Dank für das am 15. Eingetroffene! Ich staune immer wieder den Meister an, der Wunder verrichtet, so oft er will. Hat man sich

Etwas ausgedacht; scheint es Einem gut, kommt aber dann der Meister, so erscheint es, wie eitel Pfuschwerk. Das habe ich schon oft erfahren.

Janke hat die Lettern etwas zu klein gewählt — die gewünschte Bogenzahl kommt nicht heraus. Er macht es gerade so, wie damals bei „Lemberger". Vielleicht gehe ich nach Leipzig, um mit Grunow wegen der Ausgabe des Ziska zu reden, die er 1864 oder 1865 veranstaltet hat.

Sie können nicht glauben, wie ich an Ihnen hänge und wie betrübt ich jeden Morgen bin, wenn der erwartete Brief nicht eintrifft. Plaudern Sie Etwas! Sagen Sie sich: Die nächsten drei Viertel Stunden gehören dem Meißner und werden Sie ein Bischen umständlich. Der Reiz liegt im Detail und Nichts von Ihnen ist mir unwichtig. Ihr

Meißner.

Aus dem Briefe geht hervor, daß Meißner ein Packet mit Manuskript von mir empfangen habe. Darunter muß irgend ein Beitrag zur Mitarbeiterschaft von Meißners Seite gewesen sein, welchen er von mir bis zur Unkenntlichkeit verändert und so umgestaltet findet, daß es ihn in staunende Bewunderung versetzt.

Trotz der Vorsicht, die ihn diesmal nicht einmal den Inhalt des Packets bezeichnen läßt, bricht er dann im nächsten Satze noch in das Geständniß aus, daß seine Arbeiten oder Beiträge schon oft solch ein eitel Pfuschwerk gewesen sind.

So überwältigend ist die Macht der Wahrheit und der Thatsachen!

Dieses Geständniß läßt auf das klarste sehen, wie Meißners Beiträge zur Mitarbeiterschaft beschaffen gewesen sind und ob mir Uebertreibung oder absichtliche Geringschätzung zum Vorwurf gemacht werden könne, wenn ich die meisten derselben bei verschiedenen Gelegenheiten vollständig unbrauchbar genannt habe.

Ich für meinen Theil bin gewiß, daß meine Manuskriptsendung den Schluß des II. Bandes von „Babel" enthalten haben müsse, weil Meißner von einem Werke redet, das Janke soeben druckt und bei dem die gewünschte Bogenzahl nicht herauskommt. Dem Roman „Lemberger und Sohn", auf den sich Meißner dabei beruft, ist kein anderes Werk, als „Babel" nachgefolgt.

Die ersten zwei Bände „von Babel" sind zu Ostern 1866, die letzten zwei zu Ostern 1867 bei Otto Janke in Berlin erschienen.

Von meinem Manuskript existirt kein Blatt mehr, ich besitze nur noch den Romanplan und die Tabelle der ersten zwei Bände.

Der Romanplan ist der erste Entwurf von „Babel" und enthält die Umrisse der ganzen Handlung und alle Personen, die aus „Schwarzgelb" herübergenommen worden sind.

Die Tabelle steht merkwürdiger Weise auf der Rückseite eines Blattes, dessen Vorderseite Meißners eigenhändige Schrift einnimmt, und durch einen solchen Zufall hat sich eine unschätzbare Illustration miterhalten, welche Meißners Mitarbeiterschaft zur unmittelbarsten Anschauung bringt.

Dieses Blatt legte mir Meißner zur Orientirung bei, als er mir einen Beitrag zu „Babel" einsandte,

um anzuzeigen, auf welche Stelle des Romans seine vier weit auseinanderliegenden, zusammenhanglosen Kapitel, die er selbst nur als Fragmente bezeichnet, ungefähr hingehören.

Ich komme jetzt zu einem neuen Werke, doch ehe ich damit beginne, muß ich das Fragment eines ganz kurzen Briefes mittheilen, aus welchem ersichtlich ist, wie Meißner in den allergeringfügigsten Dingen seinen Fähigkeiten mißtraut oder doch die Arbeit auf mich abgewälzt hat. Es sind nur wenige Zeilen, aber sie lassen unser literarisches Verhältniß bis auf den Grund sehen und dessen Schein von dessen Wesen unterscheiden.

Dieses Brieffragment liefert nebstdem ein Beispiel der großen Fahrlässigkeit, mit welcher ich nicht selten Meißners Briefe verschleudert habe. Auf der Rückseite desselben steht ein Scherzgedicht an ein mit mir befreundetes Ehepaar, welches ich im Eisenbahnwaggon mit Bleistift hingekritzelt habe, als ich zum Achensee in Tyrol gefahren bin, um dem Tumult auszuweichen, in welchen München bei der Annäherung der preußischen Armee im August 1866 gerathen ist.

Das Scherzgedicht hat die Briefrümmer vor völligem Untergange bewahrt und erinnert mich auch noch an die Zeit ganz genau.

Prag, August 1866.

Keil hat mich aufgefordert, ihm einen Aufsatz über den Schaafberg für die Gartenlaube zu liefern. Heute habe ich es gethan — nach Kräften, glaube aber, etwas gar zu Schlechtes geliefert zu haben.

Ich sende es Ihnen zur Ansicht. Sie sind ein so großer Kenner der Gebirge, Ihnen ist es leicht, durch ein paar Striche Lehm in Geld zu verwandeln. Thun Sie es, aber lassen Sie recht bald den Artikel zurückgehen. Er kann doch 20 Thaler abwerfen. Herzliche Grüße auf die Reise.

Der Ihrigste

Meißner.

Kurz nach dem Erscheinen von „Babel" im Frühjahr 1867 sind die „Kinder Roms" begonnen worden.

Mit diesem Roman, der mit der „Sansara" und mit „Schwarzgelb" wetteifert, hat Meißners Name als Romandichter seinen Zenithpunkt erreicht.

Als mich Meißner in den letzten Junitagen 1867 in München abholte, um mit mir irgendwo im Gebirge den Sommer zuzubringen, existirten die „Kinder Roms" nur als ein gestaltloses Chaos von Ideen in meinem Kopfe.

Wir entschieden uns für den Tegernsee, doch ich hatte dort kaum den Plan des Romans ausgearbeitet, als Meißner in Folge eines Telegramms vom Professor Doktor Halla in Prag zur augenblicklichen Heimreise gezwungen wurde.

Sein Vater war lebensgefährlich erkrankt, Symptome der Urämie ließen die Katastrophe als bereits herannahend erscheinen.

Auch ich wechselte kurz darauf den Ort und ging nach dem weit stilleren Berchtesgaden, wohin ich unter ganz ähnlichen Umständen sechs Jahre zuvor von Tegernsee gerathen war, als ich „Schwarzgelb" zu schreiben angefangen hatte.

Dort machte meine Arbeit in einigen Wochen bedeutende Fortschritte.

Am 28. August schrieb mir Meißner nach Berchtesgaden. Daß es sich in seinem Briefe um die „Kinder Roms“ handle, beweist die zweimalige Anführung des Namens der Exnonne Marzelline, deren Schicksale einen Hauptbestandtheil dieses Romans bilden. Aus dem langen Berichte über das Resultat verschiedener Aufträge, die ich Meißner gegeben habe und die sich auf allerhand historisches Material für die „Kinder Roms“ beziehen, läßt sich deutlich ersehen, daß die Organisirung des ganzen Romans allein in meinen Händen liege.

Prag, 28. August Mittwoch 1867.

Bester Freund!

Anbei sende ich den Anfang des 7. und 8. Kapitels. Daß ich nicht das Ganze sende, hat folgenden Grund. Ich hatte einen scheinbaren nächtlichen Einbruch von Dieben, doch in der That einen Einbruch von Personen, die es nur auf Marzelline abgesehen haben, komponirt, aber es schien mir später zu roh und ich verwarf es, ohne bisher Besseres zu finden. Da Sie nun drängen, sende ich, was ich eben für brauchbar halte.

Auch eine Geschichte Kaiser Josefs II. lege ich bei. Ich dächte aber, man müsse mehr in Böhmen bleiben und Josef nicht allzusehr zur Hauptperson machen.

Die Noten über Nickolsburg sind Alles, was ich in der Bibliothek in verschiedenen Büchern fand. Den Artikel in der Gartenlaube habe ich

nicht auftreiben können, er wird aber auch nichts mehr enthalten.

Bis jetzt ist noch Nichts gekommen. Den Empfang bescheinige ich durch Absendung eines Kreuzbandes.

Ueber die Kostüme will ich mich demnächst unterrichten und Ihnen schreiben, doch es ist die Zopfzeit.

Auch Wurzbach „Artikel Dietrichstein“ sagt, Therese sei himmlisch schön gewesen.

Adieu, Bester! Möchte tomus I bald fertig dastehen! — Ich werde inzwischen alle möglichen Finanzquellen aufzugraben suchen.

Adieu, eiligst!

Meißner.

Mit diesem Briefe ist mir ein sehr dürftiger Beitrag zur Mitarbeiterschaft an den „Kindern Roms“ gleichzeitig zugekommen — der Anfang des 7. und der Anfang des 8. Kapitels, also gerade so viel als Nichts. Es ist immer die schon bekannte, alte Geschichte: Meißner stellt bedeutende Manuskriptsendungen in Aussicht und wenn ich dieselben verlange, so kommen einige wenige Blätter ohne Kopf und Fuß mit vielen Entschuldigungen oder Ausreden zum Vorschein.

Seine diesmalige Entschuldigung, daß er nicht etwas mehr Manuskript senden könne, ist nicht neu, sondern schon so abgedroschen, daß seine Mitarbeiterschaft nur als eine Fiktion oder eine leere Form seiner Prätensionen aufs Neue erscheint.

Und fast am Schlusse ruft er mir zu:

„Adieu, Bester, möchte tomus I bald fertig dastehen! Ich werde inzwischen alle möglichen Finanzquellen aufzugraben suchen."

Klarer und bestimmter läßt sich nicht ausdrücken, daß ich es bin, der den I. Band zu Ende weiterschreibt, während Meißner inzwischen ganz anderen Geschäften nachgeht, ohne sich ferner mehr um den Roman zu kümmern.

Während ich nun in Berchtesgaden meine Arbeit fortsetzte, suchte Meißner ohne allen Verzug alle möglichen Finanzquellen aufzugraben, unter welcher abenteuerlich klingenden Phrase jedoch nur ein Verleger und ein sofortiger Honorarvorschuß zu verstehen ist.

Jetzt folgt der Brief vom 24. September, welcher die Verlegerfrage behandelt und überdies aufs Neue offenbart, daß ich den Roman schreibe und hiermit auch zugleich die Finanzquellen aufgrabe.

Prag, 24. September 1867.

Mein lieber Freund!

Vor allem Anderen den Ausdruck ungeheurer Freude über Waczlaw, der heute eingetroffen. Großartig, herrlich!

Allerdings habe ich noch nicht fest mit Hartleben abgeschlossen. Ich schloß nicht ab, weil ich mich einem Manne gegenüber sah, der gar nicht zu wissen scheint, mit welcher Sorgfalt man produzirt und der alle zwei Wochen sein Quantum erwartet, als gälte es eine Wochenschrift. Ich wollte erst tüchtig viel beisammen haben, um Klemmen, die

in diesem Falle außerordentlich unangenehm werden müßten, vorzubeugen.

Inzwischen sind mehrere Briefe mit Luthin gewechselt worden, der in Janke's Abwesenheit das Geschäft führte und der den Abfall außerordentlich bedauerte. Gestern nun ist ein Brief von Janke selbst eingetroffen, dessen kurzer Sinn der ist: Was ein Anderer zahlen kann, zahle ich auch. Geben wir uns ein Rendezvous in Dresden, denn nur mündliche Unterredung bringt Alles ins Geleise.

Ich denke nun, wenn Janke wirklich dasselbe zahlt wie Hartleben, warum nicht Janke? Jedenfalls ist durch Hartleben viel gewonnen worden: eine großartige Emporschraubung Janke's!

Sonntag werde ich in Dresden sein. Ich schließe mit Janke nicht ab, wenn sich kein Vorschuß ergiebt. Ergiebt sich dieser, so sende ich gleich hundert Thaler.

Mit tausend Grüßen

Meißner.

Waczlaw ist heute eingetroffen, lautet die lakonische Bestätigung, mit welcher mir Meißner den Empfang meines Manuskripts meldet. Waczlaw bildet das achte und letzte Kapitel des ersten Bandes und wird hier zur Bezeichnung des ganzen Manuskripts als pars pro toto gebraucht, weil sein Untergang in der Schlucht auf Meißners Phantasie eine besondere Wirkung ausgeübt zu haben scheint.

Der nächste Winter brachte allerhand Lebensereignisse, die mich allzuoft aus der zum Dichten nöthigen Selbstvertiefung herausrissen, aber auch

meine Nerven waren durch die angestrengte, lange Arbeit überreizt. Erst im Frühjahr 1868 war ich im Stande, mit dem vorigen Eifer an das Werk zu gehen und begab mich zu diesem Zwecke an den Starnberger See.

Meißner kam zu mir nach Starnberg einige Monate später, am 18. August, einen Tag nach dem Begräbnisse seines Vaters, der am 15. August 1868 nach langem, schwerem Leiden starb.

Kurz nach seiner Ankunft beschlossen wir, den Roman nicht, wie bisher, zuerst im Buchhandel, sondern noch vorher im Feuilleton eines großen Journals erscheinen zu lassen und es wurde der „Presse" in Wien unverzüglich der Antrag gemacht.

Die Antwort des damaligen Chefredakteurs Herrn Dreger traf schon an einem der ersten Septembertage in Starnberg ein. Der Roman war ohne Festsetzung einer bestimmten Lieferungsfrist um viertausend Gulden östr. Währ. angenommen worden.

Ich blieb mit Meißner erst in Starnberg und dann am Walchensee bis tief in den Oktober hinein zusammen. Bei seiner Abreise war der zweite Band der „Kinder Roms" vollendet und er nahm mein Manuskript mit sich nach Prag.

Einige Wochen später ging ich gesundheitshalber an den Genfersee und bekam ganz kurz vor meinem Abgange den folgenden Brief in München.

Prag, 29. November 1868.

Bester Freund!

Offenbar gehen große Unordnungen mit den Briefen vor. Das ist eine Aufforderung, alle kom=

promittirenden nnd verfänglichen Expektorationen zu meiden. Im Hause ist der Brief nicht verloren gegangen. Ich will nicht hoffen, daß von ihm ein böser Gebrauch gemacht wird.

Ich denke, Sie bleiben vorerst noch in München. Suchen Sie, wenn Sie reisen, einen Fußsack zu bekommen. Der hält den ganzen Leib warm. Ach, wie angenehm hätten wir Zwei indessen hier in Prag zusammen leben und zusammen wirthschaften können! Sie ein Einsiedler, ich ein Erzeinsiedler, das paßte zusammen.

Es tauchen große Sorgen in mir auf wegen des Romans, ich glaube, die viertausend Gulden bleiben ein schönes, aber ätherisches Traumbild. Das Ministerium hat keinen Halt, dann wird Dreger gehen und die Administration der Presse wird in Anbetracht der veränderten Sachlage den Roman nicht brauchen können. Ich glaube, wir freuten uns auf ein Schiff von Eis, das im Frühjahr schmilzt. Vor Sommer wird der Roman nicht fertig.

Um Dreger bei guter Laune zu erhalten, habe ich ihm ein paar Feuilletons geschrieben, heute eines über Dresden und Schnepfers Todten-Beschwörung des Chevalier de Saxe nach Tagebuch-Notizen meines Großvaters. Interessant, lesen Sie es!

Meißner.

Zwei Absätze dieses Briefes beanspruchen eine besondere Aufmerksamkeit.

Der erste Absatz ist ein charakteristischer Ausdruck einer der niederdrückenden, in eiteln Klagen schwelgenden Gemüthsstimmungen, in welche Meißner leicht verfällt, und würde keine ernstliche Beachtung verdienen, wenn aus dem Gejammer nicht sehr wichtige Eingeständnisse hervortönten.

Meißner drückt unzweideutig aus, daß es ganz außer seiner eigenen Kraft steht, den Roman zu vollenden oder, um in seiner Sprache zu reden, die viertausend Gulden zu erringen. Er sagt dabei: Vor Sommer kann der Roman nicht fertig werden!

Das ist unstreitig so und doch ist es kein allzu langer Termin, um noch zwei Bände einer viele Quellenstudien erfordernden, in allen Theilen durchdachten, kunstvoll verschlungenen Geschichte zu Stande zu bringen, welche weit höher strebt, als nur einem Journal einige Monate hindurch das tägliche Futter zu liefern.

Was er selbst aber nun thut, um bis zum Sommer fertig zu werden, sagt er im zweiten Absatze. Er schreibt Feuilletons unter dem ungemein läppischen und lächerlichen Vorwande, den Redakteur Dreger in guter Laune zu erhalten, wie wenn sich inzwischen der Roman, wie alle anderen Sommerfrüchte, aus eigener Triebkraft heranbilden könnte.

Wie mir scheint, könnte Nichts, was er auch in diesem Briefe verrathen hätte, zu der Ueberzeugung und Evidenz, daß ich der alleinige Autor bin, unwiderstehlicher hindrängen, als sein hilfloses Gejammer und die verschleierten Vorwürfe, daß ich das Werk nicht über das Knie breche. Würde er bei der Sehnsucht nach den viertausend Gulden mit Feuilletons

Zeit verlieren und nicht lieber am Roman schreiben, wenn er es vermöchte? Erwähnt er hier oder im letzten Briefe, daß er an irgend einem Theile mitarbeite? Und wäre nicht besonders hier der Ort gewesen, an dem er gesagt haben müßte, was er selbst leistet, um mit dem Roman bis zum Sommer fertig zu werden? Er bezeugt gerade im Gegentheil, daß die ganze Arbeit auf mir, nur auf mir beruht.

Am Anfang März 1869 kam Meißner an den Genfersee und wir blieben erst dort, dann in Interlaken und zuletzt in Weesen am Wallenstädter See bis Juli zusammen. Da das Manuskript ohne Vermittelung der Post aus meiner Hand in die seinige ging, können keine Briefe darüber existiren.

Am 15. September 1869 begann der Druck der „Kinder Roms" im Feuilleton der „Presse" in Wien und gleichzeitig in der Staatszeitung von Newyork in Nord-Amerika, welche für den Abdruck vierhundert Dollars zahlte.

Von meinem Manuskript ist Nichts übrig geblieben, doch der ausführliche Plan des Romans nebst allerlei hierzu gehörigen Noten und meine Tabellen aller vier Bände sind noch bis heute vorhanden.

Knapp vor Neujahr 1870 waren die „Kinder Roms" in der Wiener „Presse" zu Ende gedruckt und ein paar Wochen später bei Otto Janke in Berlin um zwölfhundert Thaler in Verlag genommen.

Mit dem Erscheinen des Romans im Buchhandel stand diesmal die Anerkennung meiner Mitverfasserschaft in untrennbarem Zusammenhange, aber die

Verhandlungen darüber führten zu Stürmen, die mir kein vorangehendes Anzeichen angekündigt hatte.

Am 15. August 1868 starb Meißners Vater und damit war der Verfalltag gekommen. Wir erörterten seitdem die Angelegenheit von allen Seiten viele Male und es gab keine andere Meinungsverschiedenheit, als, in welcher Form die Anerkennung an das Licht der Oeffentlichkeit treten sollte, aber, wie es sich jetzt zeigte, war Meißners Bereitwilligkeit, sein Wort zu lösen, nur diplomatisch gespielt, nicht ernst gemeint gewesen.

Von einem bedenkenlosen Ehrgeiz geleitet, zog er sich hinter eine neue Verschanzung zurück, um die Theilung seines Namens mit allen ihren Folgen hinauszuschieben und eine Galgenfrist wieder zu gewinnen.

Er war um diese Zeit Bräutigam. Ungefähr, als die ersten Nummern der „Kinder Roms" im Feuilleton der „Presse" erschienen waren, hatte er sich verlobt, ohne mir vorher und nachher in einem seiner vielen Briefe ein Wort davon gesagt zu haben, und gestand es mir erst viele Wochen später, als es bei meiner Ankunft in Bregenz nicht mehr zu umgehen war.

Es gab allerdings gewisse Gründe, die es wünschenswerth machten, die Verlobung eine Zeit lang geheim zu halten, aber, mir gegenüber war die Verheimlichung durch Nichts und Nichts gerechtfertigt und mußte daher eine andere, ganz besondere Ursache haben.

Wie planmäßig und voll Hintergedanken dieses Schweigen war, offenbarte sich schließlich vollständig,

als Meißner seine bevorstehende Heirath als einen neuen Vorwand hervorzauberte, um die Anerkennung meiner Mitverfasserschaft wieder zu vertagen. Er beschwor mich, nicht in einem so höchst ungelegenen Augenblicke auf meiner Forderung zu bestehen, da die Erfüllung derselben das Zustandekommen seiner Heirath, von der sein ganzes künftiges Glück abhing, stören und gefährden könnte. Es fehlte nicht an Versprechungen, Bitten, Thränen, aber ich packte nach der letzten Unterredung, die wir darüber hatten, in aller Stille meinen Koffer und verließ am folgenden Tage Meißners Haus in Bregenz, wo ich mich etliche Wochen aufgehalten und den letzten Theil des IV. Bandes der „Kinder Roms“ geschrieben habe.

Es war am 15. Januar 1870.

Kurze Zeit darauf sandte ich von Vernex am Genfersee, wo ich mich niedergelassen hatte, eine Art von Ultimatum nach Bregenz, welches jedoch keine Wirkung hervorbrachte. Meißners Antwort überquoll nur von überschwänglichen Betheuerungen seiner Freundschaft, mit welchen der kompromittirende Streitpunkt mit gewohnter Vorsicht ganz und gar umgangen war, wie wenn es sich da um die Fortdauer seiner Freundschaft, nicht aber um die mir gebührenden Autorrechte handelte.

Da war die Mäßigung, die ich bisher bei diesen Verhandlungen bewahrt hatte, zu Ende, aber auch nicht länger am Platze.

Ich schrieb ihm mit der größten Erbitterung und hielt ihm seine gefühllose Selbstsucht vor, nach den Opfern, die ich mit einer wahrhaft beispiellosen Selbstverleugnung siebzehn Jahre lang gebraucht

noch immer neue Opfer zu fordern, ohne jemals ein einziges gebracht zu haben. Ich zergliederte sein ganzes Benehmen während meinem letzten Aufenthalt in Bregenz, das jetzt klar durchsehen ließ, daß er schon seit dem Tode seines Vaters irgend eine Hinterthür gesucht hatte, um mir zu entschlüpfen. Ich machte aber auch noch anderen Anklagen, die sich seit langer Zeit angehäuft hatten, Luft und erinnerte ihn an verschiedene Begebenheiten, welche mich vor seiner Unaufrichtigkeit, seinem Undank und seinem Egoismus schon längst gewarnt haben sollten. Am Schlusse des sehr langen Briefes erklärte ich, daß ich jetzt gegen ihn auftreten und meine Autorschaft in ihrem ganzen, vollen Umfange geltend machen werde, ohne ihm den unverdienten Antheil der Mitverfasserschaft an irgend einem meiner Werke mehr zu gewähren, da ich ihn von dieser Stunde an nicht als meinen Freund, sondern als meinen eigentlichen Feind betrachte.

Damit waren alle Beziehungen zwischen uns vollständig abgebrochen und blieben mehrere Monate in diesem Zustande. Erst gegen das Ende vom Mai, als ich auf dem Sprunge war, vom Genfersee an den Thunersee abzureisen, meldete mir der Besitzer des Hotel Cygne, wo ich wohnte, daß ein gewisser Doktor Meißner bei ihm brieflich angefragt hatte, ob ich mich noch immer im Cygne aufhielte, da Meißner in diesem Falle eine Geldsendung an mich abgehen lassen würde.

Ich telegraphirte in Folge dessen meine Adresse nach Bregenz und erhielt gleich darauf von Meißner einen Brief, den ersten nach meinem Bruche mit ihm.

Bregenz, 27. Mai 1870.

Liebster Freund!

Ich will glücklich sein und diesen Tag als einen der besten im Leben preisen, wenn er mir wirklich den Freund zurückbringt.

Nachdem die erste Betäubung vorübergegangen war, mit der mich der Brief getroffen, habe ich, ich kann wohl sagen, tausend Thränen über unverdiente Kränkung weinen müssen und nie, keine Minute lang, wollte der tiefste Ernst und eine Art Verstörung von mir weichen. Ich behielt Sie lieb, denn es war mir, als hätten Sie nur in Fieberparoxysmus nach mir geschlagen. Schließlich mußte ich mir sagen, daß der Tag kommen müsse, an welchen Sie mich wieder kennen würden.

Möglich, daß ich Sie, während Sie unten wohnten, vernachlässigte, mehr, als es recht war, das war der einzige Vorwurf, den ich mir erdenken konnte, aber war es gerecht, den Menschen, der einerseits Bräutigam war und an den die Anforderung gestellt wurde, drüben zu sein, der andererseits auch Baumeister sein sollte, konnte es dem, mußte ich sagen, als Undank und Herzlosigkeit angerechnet werden, wenn er verstört, gereizt, unstät und kein Gesellschafter war?

Dies Alles wollte ich Ihnen schon nach Empfang des Telegramms, das mir ein Symptom des Umschwunges schien, schreiben, ich dachte aber, wer weiß ob er nicht auf dem Punkte der Abreise steht, und der Brief, der so wenig für fremde Augen paßt, kommt dann erst nach Montreux.

Wenn es Ihnen daher recht ist, lieber Alter, so will ich Montag 30. Mai in Bern sein. Abends treffen Sie mich im „Falken“. Ich bin höchst begierig, Ihre Braut kennen zu lernen und das werde ich doch, wenn ich nach Bern komme.

Endlich ist der Roman bei Janke (die Kinder Roms) ausgedruckt. Heute erhielt Bayer einen Brief von Luthin des Inhalts: Janke sei in Mailand, Freitag werde ein Packet an mich abgehen. Freitag, das wäre heute.

Hoffentlich liegen dem Packet jene 750 Thaler bei, die er noch schuldet. Nebst dem erwarte ich auch 1000 Gulden von Franiek, um sie Ihnen zu übermitteln. Das wären die Sendungen, die ich, als nächstens eintreffend, in meinem Briefe an den Hauswirth des Cygne bezeichnete.

Nun aber will ich auch den Brief verbrennen, der so ungerecht und unverdient war, und Alles soll vergessen sein. Es grüßt sie herzlichst Ihr

Meißner.

Die zerschmetternde, nachhaltige Wirkung meines Briefes, der den Bruch herbeigeführt hat, ist in Meißners vorliegender Antwort mit rückhaltloser Offenheit ausgemalt, steht aber mit der einzigen Schuld, welche Meißner allenfalls eingesteht, in einem so lächerlichen Mißverhältnisse, daß es nicht minder absurd wäre, anzunehmen, daß ich wegen irgend welchen ganz läppischen Beschwerden mit einem, mit mir so fest verketteten Freunde gebrochen hätte, als daß Meißner wegen lauter Lappalien tausend Thränen vergießen und in einer monatelangen Verstörung

schweben könnte. Würde es sich aber doch nur um solche Bagatellen gehandelt haben, so ließe sich wieder gar nicht begreifen, warum Meißner gegen den Vorwurf des Undanks und der Herzlosigkeit protestirt und am Schlusse seiner Antwort besonders bemerkt hätte, daß er nun meinen Brief verbrennen werde.

Es geht vielmehr aus dem Gesammteindrucke zur Evidenz hervor, daß es sich um Etwas gehandelt haben muß, was ihm in Mark und Bein gefahren ist, und das ist sicherlich weit weniger der Verlust meiner Freundschaft, als die angedrohte Reklamation meiner Autorrechte, welche er mit keiner Silbe zu berühren wagt, damit ich Nichts darüber Schwarz auf Weiß habe.

Diesen und alle anderen Punkte übergeht er, da ohnehin unsere Zusammenkunft nahe bevorsteht, bei welcher über die geheimsten Sachen ohne Gefahr mündlich verhandelt werden kann.

Die Folgen, die bald zum Vorschein kommen, werden aber auch die ganze Bedeutung meines verbrannten Briefes offenbaren.

Ich halte es jedoch durchaus nicht für überflüssig, auf den einzigen meiner Vorwürfe, den Meißner begründet findet und mit einer solchen Redseligkeit hinwegzuerklären sucht, Licht zu werfen, um seine ganze Antwort damit zu charakterisiren und die Leichtfertigkeit, mit der er in seinen Entschuldigungen über alle wesentlichen Punkte hinweghüpft, hervorzuheben.

Es ist die beinahe komische Stelle, auf der er zugiebt, mich während meines Besuchs in Bregenz

vernachlässigt zu haben und kein Gesellschafter, wie sonst, gewesen zu sein.

Auf seine dringende Einladung kam ich gegen das Ende von Oktober 1869 nach Bregenz und hatte dort Tag für Tag bis in die späte Nacht zu schreiben, um die letzte Hälfte des IV. Bandes der „Kinder Roms“, deren Abdruck in der „Presse“ schon weit vorgerückt war, rechtzeitig zu vollenden. Sobald ich ein Häuflein Manuskript beisammen hatte, besorgte Meißner mit eigener Hand die Abschrift und sandte auf diese Art den ganzen Schluß des Werkes, das erst am 15. Dezember fertig war, in mehreren kleinen Partien nach Wien.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Bregenz warf ich hin, als Meißner bei mir saß, daß es jetzt Zeit wäre, mit Janke über den Verlag einig zu werden und die meine Mitverfasserschaft betreffende Erklärung zu entwerfen.

Meißner stimmte mir vollkommen bei, vermied aber meine Gesellschaft so viel als möglich von diesem Augenblicke an.

Dieses höchst auffallende Benehmen hielt ich ihm in meinem Briefe vor. Es bildete jedoch keine besondere Anklage, als welche es in seiner Antwort erscheint, sondern war nur der Schlußstein einer langen Beweisführung, welche die Taktik bloßlegte, mit der er sein Ziel vom Tode seines Vaters an, bis in die allerletzte Zeit meines Aufenthalts in Bregenz verfolgt hatte.

Die darauf bezügliche Stelle meines Briefes wird daher ungefähr so gelautet haben:

Jetzt begreife ich aber auch erst, warum Sie bei mir wochenlang so wenig als möglich

sichtbar waren. Obwohl ich im ersten und Sie im zweiten Stocke eines Hauses wohnten, sah ich Sie oft ein paar Tage nicht, oder nur in der größten Geschäftseile, oder mit irgend einer Begleitung. Sie hatten Angst, daß ich Sie zu den Unterhandlungen mit Janke treiben und dadurch Ihre Weigerung, meine Mitverfasserschaft anzuerkennen, erfahren würde, ehe noch die „Kinder Roms“ zu Ende geschrieben waren. Sie fürchteten mit Recht, daß ich, wie zur Zeit der „Sansara“ kein Manuskript hergegeben und Sie in die gräßlichste Verlegenheit gestürzt hätte. Als Sie mir Ihre Verlobung nicht länger verhehlen konnten, hüteten Sie sich aus derselben Furcht, beizufügen, daß in Folge dessen meine „Anerkennung“ wieder hinausgeschoben werden müsse.

So steht die Sache.

Meißners Brief bezeichnet aber nicht allein einen folgenreichen Wendepunkt in der Geschichte unseres literarischen Verhältnisses, sondern stützt auch noch die Ansprüche, welche ich auf die Urheberschaft der „Kinder Roms“ zu erheben habe, mit einem neuen und entscheidenden Beweise.

Meißner giebt nämlich über die Geldsendungen, welche er in seinem Briefe an den Besitzer des Hotel Cygne angemeldet hat, näheren Aufschluß.

Die eine Geldsendung ist mein Honorar — 750 Thaler — von Janke für die „Kinder Roms“, die andern — 1000 Gulden östr. Währung — der Rest des Honorars für den Abdruck der „Kinder Roms“ in der Wiener „Presse“, welchen mir Meißner schuldig geblieben ist, und aus dem ge-

kündigten Kapital seines Hypothekenschuldners Franiek in Prag herausgezahlt.

Unsere Zusammenkunft hat, Meißners Vorschlägen gemäß, an einem der nächst folgenden Tage in Bern stattgefunden und hier muß ich zum Verständniß der Lage einige Worte über mich selbst sagen.

Als mein Bruch mit Meißner vollzogen war, traf ich sofort alle nöthigen Anstalten, um den Krieg zu beginnen, als sich aber meine Aufregung nach und nach gelegt hatte, traten mir unerwartete Bedenken in den Weg, welche plötzlich Alles zum Stillstand brachten.

Es war wahrlich nicht Mangel an Siegesvertrauen, sondern eine gewisse Scheu der skandalsüchtigen Welt ein solches Schauspiel zu bieten, sicherlich aber auch die Macht unerloschener gemeinsamer Jugenderinnerungen, ja, ein im Geheimen einwirkendes Gefühl der früheren Freundschaft, die noch immer mit einigen unsichtbaren Wurzeln in meinem Innersten zu haften schien, obwohl sich Alles in mir dagegen sträubte, ein solches Spiel mit mir noch länger treiben zu lassen.

Von dem Bewußtsein getragen, daß es zu jeder beliebigen Stunde in meiner Gewalt stand, meine Rechte mit derselben Wirkung zur Geltung zu bringen, betrachtete ich den eingetretenen Stillstand meiner Angelegenheit nur als eine flüchtige Stockung, oder einen mehr oder minder kurzen Aufschub.

In einer solchen Gemüthsverfassung befand ich mich, als Meißner mit seinem Briefe an meinen Wirth das erste Lebenszeichen von sich wieder gab und in derselben Gemüthsverfassung erschien ich in

Bern, denn es hatte sich bisher eigentlich Nichts geändert, woraus unser Konflikt entstanden war.

Unsere Zusammenkunft konnte daher nicht mehr die Resultate haben, die Meißner gewünscht und erwartet hatte. Es fand zwar eine persönliche Annäherung wieder statt, doch war es im Grunde nur das Band des literarischen Geheimnisses und einer rein geschäftlichen Solidarität, das uns unter allen äußeren Formen der ehemaligen Freundschaft noch weiterhin zusammenhielt. Ich gewährte ihm eine neue Frist, aber zum Beweise, daß es die letzte war, erklärte ich auch zugleich, daß ich von dieser Stunde an unser bisheriges literarisches Bündniß als aufgelöst betrachte, und unter seinem Namen keine Zeile mehr veröffentlichen werde.

Meißners berühmte Laufbahn als Romandichter und seine vielgepriesene Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete hatten hiermit plötzlich für immer ein Ende. Nichts von Allem und Allem, was er in der folgenden Zeit bis zum Jahre 1880 mit seiner eigenen Feder schrieb, konnte mehr einen der Erfolge der vorangehenden Epoche wieder erreichen, ja, der größte Theil dieser Werke, von den „Bildhauern in Worms" angefangen, bis zu den „Feindlichen Polen" und „Auf und Nieder" wäre vielleicht ganz unbeachtet geblieben, wenn nicht der Lichtreflex der vorangegangenen Leistungen darauf gefallen wäre, welcher das Publikum blendete, oder doch zur Nachsicht stimmte.

Alle diese Werke bilden durch ihre breite, sich gemächlich gehenlassende Diktion, ihre verschwommene Charakteristik und lose, wirre Struktur einen unverkennbaren Kontrast zu „Sansara", Schwarzgelb

und den „Kindern Roms“, ganz davon abgesehen, daß sie sich zur Behandlung eines höheren Problems nicht mehr erheben, und dieser Kontrast wurde auch zur Zeit ihres Erscheinens mehr und minder stark gefühlt, doch nicht ergründet, denn es lag weit näher, anzunehmen, daß sich Meißner, wie man so zu sagen pflegt, ausgeschrieben hatte, als auf die Entdeckung zu kommen, daß seine früheren Werke einer ganz anderen Feder entsprungen sein mußten und daß der Autor der „Feindlichen Pole“ nicht die „Sansara oder Schwarzgelb“ verfaßt haben konnte. Dennoch fanden sich Leute, die den wahren Sachverhalt witterten, aber nicht öffentlich zu enthüllen wagten.

Meine Abneigung, ihm noch ferner mein Gehirn zu leihen, war und blieb so unüberwindlich groß, daß ich gar so manchem höchst verlockenden, verführerischen Antrag widerstand und lieber alle Opfer brachte, als daß ich das alte Verhältniß wieder erneuert hätte, dennoch aber konnte ich ihm bei seinen Arbeiten meinen Rath und in vielen Fällen meine Mithilfe in einem mehr oder minder beschränkten Maße nicht versagen.

Unser, im Jahre 1865, abgeschlossenes Uebereinkommen in Bezug auf die Theilung des Honorars war, trotz den veränderten Verhältnissen, auf Meißners eigenen Antrag bei unserer Zusammenkunft in Bern in voller Kraft geblieben und, obwohl mir dadurch keinerlei Verpflichtung auferlegt wurde, mich künftighin bei seinen Arbeiten irgendwie mitzubetheiligen, weil ich die Hälfte von deren Ertrage hatte, mußte ich doch aus einem anderen Grunde eine gewisse

Censur ausüben und oft mit nachhelfender Hand eingreifen, um Meißners Namen, der mir mit angehörte, womöglich auf seiner Höhe zu halten und nicht sinken zu lassen.

Seine vorher genannten Werke und der größte Theil der übrigen Masse seiner Schriften, die insgesammt mehr Geld, als Ruhm eintrugen, sind mir bruchstückweise oder ganz fertig zur Begutachtung zugesandt worden und ich will ein hervorragendes Beispiel anführen, aus welchem sich auf alles Uebrige schließen läßt.

Im November 1876 sandte mir Meißner das halbvollendete, lückenvolle Manuskript seines Romans, die „Feindlichen Pole", welche im Frühjahr 1877 im Feuilleton der Wiener „Presse" und im Jahre 1878 in der Löwenstein'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, als Buch erschienen, zur Durchsicht nach Nizza, wo ich damals wohnte, ein.

Es war eine höchst mangelhafte, theilweise unbrauchbare Arbeit und ihre eigentliche Tendenz, die Zeit der großen Umgestaltungen in Deutschland seit 1866 bis 1870 zu malen, wegen des Vorherrschens von episodenhaften Familien-Geschichten kaum sichtbar. Da aber Meißner mit der „Presse" bereits fest abgeschlossen hatte, lieferte ich ihm einen neuen, in die kleinsten Details eingehenden Plan und versprach überdies, seine ersten Kapitel umzuarbeiten und ihn damit auf den richtigen Fahrweg zu bringen.

Sein Brief giebt das allerklarste Zeugniß darüber. Um welches Werk es sich darin handelt, zeigt die Anspielung auf Raimund und Helene, zwei Haupt-

personen in den „Feindlichen Polen“ und auf die zwei Bände, aus welchen dieser Roman besteht.

Bregenz, 12. Dezember, Abends 1876.

Bester Freund!

Heute Nachmittag den neuen Plan gelesen, habe den ganzen Kopf voll davon, er scheint mir ausgezeichnet. Alles fest, zusammenstimmend, concret, leidenschaftlich, lebhaft. Kurz, ganz famos! Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren.

Ich möchte nun da zu schreiben beginnen, wo Raimund mit Helene in den Wagen steigen will. Das wird wohl das Richtige sein. Der II. Band scheint mir länger zu werden, als I. Nun wir werden ja sehen.

Meine Lage ist höchst abnormal. Wie Sie aus meinem Briefe vom 6. wissen werden, bin ich als Geschworener zur Schwurgerichts-Session nach Feldkirch berufen worden.

Welcher Ort! Welche Qual!

Also so steht es. Um um 5 Uhr ausfahren zu können, muß ich früh schlafen gehen und schreibe also so kurz. Mein nächster Brief wird das Weitere melden.

Die Abänderung meiner ersten Kapitel wird, wie die Sachen jetzt stehen, keine Kleinigkeit sein. Es scheint mir fast Alles anders werden zu müssen. Aber ein so großer Hexenmeister kann Alles.

Adieu, ich nehme den neuen Plan heute Nachts mit und will daran weiterstudiren. So-

bald ich wieder in Bregenz bin, soll es fleißig losgehen.

Adieu, Allerbester!

Meißner.

Dieser Brief zeigt, mit welcher Ergebung Meißner das über sein Manuskript gefällte Verdammungsurtheil hinnimmt und mit welchem freudigen Eifer er den neuen Plan zu „studiren“ beginnt.

Was die Abänderung seiner ersten Kapitel betraf, so hatte er ganz Recht, die Schwierigkeiten hoch anzuschlagen. Trotz dem hohen Vertrauen, das er auf den „großen Hexenmeister“ setzte, war es mir nicht möglich. Nicht allein diese Kapitel, sondern auch mehrere nachfolgende mußten ganz ausgerottet und an deren Stelle ein vollständiger Neubau gesetzt werden, da ich aber damit nicht zu rechter Zeit fertig geworden war, wurden diese Kapitel in ihrem ursprünglichen Zustande im Feuilleton der „Presse“ abgedruckt und meine Umarbeitung erst in die Löwenstein'sche Ausgabe des Werkes aufgenommen.

Die Vergleichung dieser zwei grundverschiedenen Lesarten müßte nicht etwa nur einen Literaturhistoriker, sondern jeden gewöhnlichen, gebildeten Leser überraschen und ihm vor die Augen stellen, wie sehr meine ersten acht Kapitel in der Führung der Handlung und durch die geistige Eigenart von Meißners ganzen Roman abstechen.

Mit den „Feindlichen Polen“, die, als politisches Zeitbild, ein Seitenstück zu „Zwischen Fürst und Volk“ und zu „Schwarzgelb“ bilden sollten, machte

Meißner ein Fiasko, wie er es bis dahin nicht erlebt hatte.

Es war der erste Roman, den er selbst geschrieben, und zu dem Wagniß hatte ihn seine Umgebung und noch andere Leute durch die beständige Verwunderung getrieben, warum er seit den „Kindern Roms“ sein Talent nur in Feuilletons und anderen kleinen Arbeiten versplitterte.

Im Jahre 1868 wurde ich von einer Roman-Idee plötzlich erfaßt, die ich unverzüglich zur Ausführung gebracht hätte, wenn ich damals mit den „Kindern Roms“ nicht schon zu weit vorgerückt gewesen wäre. Diesem neuen Roman sollte die welthistorische Umwälzung und Einigung Deutschlands, welche der militärische Genius von Preußen eigentlich schon im Jahre 1866 vollzogen, zu Grunde liegen. Ein Jahr nach der Auflösung meines literarischen Bündnisses 1871 suchte mich Meißner, der von der „Presse“ einen sehr glänzenden Antrag erhalten hatte, zur Wiederaufnahme des Planes zu überreden, da ich jedoch dazu nicht zu bewegen war, nahm er einige Jahre später die Ausführung meines Projekts in seine eigene Hand und so sind die „Feindlichen Pole“ entstanden.

Wie sich erwarten ließ, war die in Bern festgesetzte Frist wieder umgelaufen, ohne ein Resultat zu liefern, und die Dinge blieben wesentlich in diesem Zustande bis zum Jahre 1880, wiewohl ich in dem langen Zeitraume einen sehr entschiedenen Anlauf gemacht hatte, die Anerkennung meiner Autorschaft durchzusetzen.

Ein fernstehender Beurtheiler wird kaum be-

greifen, warum ich den Knoten, der nicht zu lösen ist, noch immer nicht zerhauen habe, denn er urtheilt von einem ideellen Standpunkte und steht nicht unter dem Banne der Eindrücke, Rücksichten und Einflüsse, welche die Thatkraft der handelnden Person gelähmt haben, dessen ungeachtet aber blicke ich auf meine endlose Langmuth mit der tiefsten Reue zurück.

Meißner hatte in einer so langen Zeit nicht allein durch die Herausgabe der von mir geschriebenen Werke die Welt gewöhnt, ihn als den alleinigen Verfasser derselben anzusehen, sondern auch nebenbei in seinem Privatverkehr und auf vielen anderen Nebenwegen diese Meinung zu befestigen gesucht und dabei alle Grenzen, innerhalb welchen ihn die Erinnerung an die Stunde der Abrechnung gehalten haben sollte, so weit überschritten, daß ihm ein ehrenvoller Rückzug kaum mehr offen stand. Und das erklärt seinen verzweifelten Widerstand.

Im Juni 1880 erschien ich nach mehrjähriger Abwesenheit plötzlich in Bregenz, entschlossen, durch Dick und Dünn zu gehen und endlich zum Ziele zu kommen.

Mein literarisches Geheimniß, das mir bis zu dieser Stunde keine der vielen, großen Versuchungen entlockt und keine Seele auf der Welt, nicht mein einziger Bruder, von mir erfahren hatte, war vor meiner Abreise, zum ersten Mal im Leben, über meine Lippen gekommen.

Es war meine Frau, der ich erst nach zehnjähriger Ehe mein Geheimniß anvertraute und die seitdem der einzige Mitwisser und Zeuge aller meiner Beziehungen zu Meißner blieb.

Diese Thatsache bürgt für den Ernst und die Entschiedenheit der Absichten, die mich nach Bregenz geführt haben, dennoch aber konnte ich, trotz allen meinen Anstrengungen, Meißners Widerstand nicht brechen und wich unter dem moralischen Zwange, den mir der Anblick seiner Verzweiflung angethan hatte, schließlich wieder zurück.

Damit waren meine so lange gehegten Hoffnungen auf eine friedliche Lösung für immer verschwunden und ich mußte mich jetzt mit dem Gedanken vertraut machen, daß der offene Kampf nicht mehr zu vermeiden war und früher oder später ausbrechen mußte. Mir schien es jedoch ein ganz widersinniges, unnützes Opfer, während der unbestimmten Dauer eines solchen interimistischen Zustandes von Meißners berühmten Namen keinen Gebrauch mehr zu machen und auf die damit verbundenen Vortheile noch länger zu verzichten.

Und so flackerte bei dieser Zusammenkunft unser altes literarische Verhältniß für einige Zeit wieder auf. Das erste Werk, das ich unter den Namen Alfred Meißner wieder veröffentlichte, war die „Prinzessin von Portugal“, welche im nächsten Spätherbst in der Illustrirten Frauenzeitung in Berlin und im folgenden Jahre in der Verlagsbuchhandlung von S. Schottländer in Leipzig, als Buch, erschien.

Ein Beweis meiner Urheberschaft wäre nicht da, wenn ich nicht, von den bisherigen Erfahrungen gewarnt, am Anfang des letzten Kapitels die Worte „Autor Hedrich“, in den Text eingeflochten hätte, so daß die einzelnen Buchstaben dieser zwei Worte beim Beginne eines jeden Satzes oder eines Satztheiles,

den ein Unterscheidungszeichen trennt, hintereinander folgen.

Achtzehntes Kapitel (pagina 183).

Am folgenden Tage wurde von Jerusalem aufgebrochen Und der Weg nach der syrischen Küste zu Pferde gemacht. Tiefste Trauer, tiefstes Mitleid mit Arbogasts Schicksal im Herzen, Ohne jedoch ein Wort über ihn zu sprechen, Ritt die Prinzessin nach dem Einschiffungsplatze dahin.

Holdseliger Engel, Ermanne Dich! Da läßt sich Nichts mehr ändern, Redete sie der Graf unter Liebkosungen in Jaffa an. Ich weiß es, erwiderte die Prinzessin aufseufzend.

In den ersten fünf Monaten des Jahres 1881 habe ich „Norbert Norson" geschrieben. Seine Entstehungsgeschichte zu kennen, ist jedoch unerläßlich nöthig.

Meißners Vater hinterließ nämlich ein Tagebuch, das die Zeit seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1810 und 1811 umfaßte. Unter der Masse ganz unbrauchbarer Aufzeichnungen gab es gar viele interessante Blätter, welche bekannt zu werden verdienten, aber bei Weitem nicht hinreichten, ein Buch zu bilden, wenn auch noch sonst nicht zu besorgen gewesen wäre, daß die allzu trockenen Schilderungen und der Mangel an jedem dramatischen Element den modernen Leser zu kalt lassen würden.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, habe ich den dänischen Maler Norbert Norson erfunden und mitten in den Kreis der damals in Rom lebenden, berühmten Künstler gestellt. Seine Schicksale und sein tragisches Ende reißen alle Aufmerksamkeit an

sich und verleihen dem alten Tagebuche das Interesse eines spannenden Romans vom Anfang bis zum Ende.

Die Vorrede zu Norson hat Meißner ohne mein Wissen geschrieben und ich habe daher mit ihr Nichts zu schaffen.

Dieses Werk erschien im Jahre 1882 unter dem Titel, „Norbert Norson, Leben und Lieben in Rom 1810 und 1811“ von Alfred Meißner im Verlage von Cäsar Schmidt in Zürich und hatte sich eines solchen Erfolges zu erfreuen, daß Viele sogar an die Existenz des Helden lange Zeit glaubten.

An Beweisen, daß ich der Autor der Norson-Fabel bin, habe ich einen Ueberfluß.

Ganz auf ähnliche Weise, wie in der „Prinzessin von Portugal“ ist mein Name auch in den Text der Norson-Fabel eingewebt.

Das fünfzigste Kapitel fängt mit einem H an und bringt nach jedem darauffolgenden Schlußpunkte einen der weiteren Buchstaben, die das Wort Hedrich bilden.

Fünfzigstes Kapitel (pagina 236).

„Heute morgens hatte ich die größte aller denkbaren Ueberraschungen. Ein Briefchen von Renault zeigte mir an, daß die Ankunft eines Fremden, Namens Christian Norson auf der Polizei angemeldet worden sei. Da derselbe die nämliche Wohnung auf dem spanischen Platze bezogen habe, die der getödtete Maler Norson so lange Zeit bewohnt, bis ihn Cicogna's Besuch daraus vertrieben, sei anzunehmen, daß der Ankömmling ein naher Verwandter des Letzteren sein dürfte.

Renault hatte Recht. Ich besuchte den neuen Nachbar ꝛc. ꝛc."

Auf pagina 269 tritt eine neue Person in der Norson-Fabel auf, die ich Chiuderato genannt habe. Dieser seltsam klingende, italienische Name ist ein Anagramm, das aus der Umstellung der Buchstaben von den zwei Wörtern Hedrich Autor entstanden ist.

Außerdem habe ich noch zwei Briefe von Meißner als schriftliche Beweise.

Der erste derselben ist gleich nach dem Empfange des ersten Theiles von Norson geschrieben.

Bregenz, 29. März 1881.

Liebster Freund!

Ganz famos, ganz ausgezeichnet! Ich las von 10 bis 11. Der Vortrag der so gewaltsamen, konfliktvollen Fabel in diesem trockenen Styl, mit gelehrtem Kram durchmischt, ist, scheint mir, von ganz eigenthümlicher Wirkung. Lauter matter of fact macht die Romantik um so glaubhafter.

Gestern hat es noch Allerlei gegeben, worüber ich Ihnen morgen Bericht gebe. Bestens grüßend

Meißner.

Den Schluß von Norson habe ich Meißner, der kurz vorher nach Berlin gereist ist, um für das neue Werk in einem Journal einen Platz zu suchen, am 13. Mai 1881 von Lindau am Bodensee nachgeschickt. Der Postschein über diese Manuskriptsendung mit einer Werthangabe von 400 Mark hat sich erhalten. Meißners Empfangs-Bestätigung ist mir bei meiner Ankunft in Zürich zugekommen.

Berlin, 19. Mai 1881.
Potsdamer Straße 38.

Lieber Freund!

Nur wenige Zeilen heute, weil ich viel zu laufen habe.

Mit dem Anbringen von „1810—1811“ ergeben sich ungeahnte Schwierigkeiten. Die Sache ist für eine Revue zu groß und wieder für ein Tageblatt eignet sich die Sache in Folge des kunsthistorischen Charakters der ersten Hälfte auch nicht!

Der Schluß ist ausgezeichnet schön geworden! Alles entwickelt sich überraschend natürlich.

Melden Sie bald, wie es Ihnen geht, wann Sie Ihre Gattin wiederzufinden hoffen.

Wie lange bleiben Sie in Zürich?

Bestens grüßend

Meißner.

Nach Beendigung von „Norson“ schrieb ich einen neuen Roman, der im Herbst 1883 fix und fertig wurde.

Es sind dies die „Schätze von Sennwald“, welche keinem meiner vorangegangenen Werke nachstehen, ja, meinem Dafürhalten nach, das beste derselben an künstlerischer Vollendung übertreffen.

Im Herbst 1882, um die Zeit, als ungefähr die erste Hälfte meines Romans geschrieben war, kam mir eine höchst eigenthümliche Angelegenheit zur Kenntniß, und ich brach aus diesem Grunde alle meine Beziehungen zu Meißner mit der Erklärung ab, daß die „Schätze von Sennwald“ nicht mehr, wie er erwartete, unter seinem Namen erscheinen, sondern

die Bestimmung haben würden, die Geltendmachung meiner Ansprüche, sowohl auf die Mitarbeiterschaft, als die alleinige Urheberschaft seiner Werke zu unterstützen.

Damit trat ein sechsmonatlicher Stillstand unseres Briefwechsels ein.

Erst im Frühjahr 1883 meldete mir Meißner unter der Annahme, daß mein Roman vollendet sein dürfte, mit einigen Zeilen seinen Besuch an und traf am 22. April in Monaco, wo ich mich damals aufhielt, ein.

Der Zweck seines Besuches war derselbe, den unsere Zusammenkunft in Bern gehabt hatte, aber meine Willfährigkeit war nicht mehr dieselbe. Eine Woche lang konnte er nicht mit allen Anstrengungen meinen Entschluß erschüttern, doch am letzten Tage fand ich mich mehr gezwungen, als bewogen, seinen Beschwörungen unter dem Drucke der begleitenden Umstände nachzugeben.

Einen Tag nach seiner Abreise erhielt ich aus Genua den folgenden Brief, der von den Emotionen der vorhergehenden Tage ganz durchzittert ist und den Ernst einer ungewöhnlichen Situation widerspiegelt.

Obwohl sich Meißner, wie noch nie zuvor, bemüht, den Sinn in eine beinahe apokalyptisch dunkle Symbolik zu hüllen, damit seine Geheimnisse, die ihm theurer, als das Leben sind, nirgends hindurchscheinen und mir, als ein schriftlich abgegebenes Geständniß, in den Händen bleiben, hat er gerade das Gegentheil erreicht. Alles, um was es sich da handelt, ist so durchsichtig, daß sogar der Uneingeweihte nicht lange verblüfft bleiben kann und das Ganze enträthseln muß.

Café della Concordia Genova, 1. Mai 1883.

Lieber Freund!

Erst um zwei Uhr Nachts bin ich gestern hier angekommen. Es hat nämlich nächst Sestri ein Eisenbahn-Dammbruch stattgefunden. Wir mußten mindestens eine Viertelstunde Weges gehen und es dauerte endlos, bis die Frachtstücke auf den anderen, uns erwartenden Zug umgeladen wurden. Mit leerem Magen ging ich zu Bette und schlief bis zehn.

Meine Stimmung ist besser, als sie seit langer Zeit war. Wir sind uns wieder näher getreten und wenn es auch nicht an einzelnen Niederschlägen aus den Wolkenmassen der vergangenen Zeit gefehlt hat, wir sind, ich glaube es fest, ganz versöhnt geschieden. Als die alten Freunde! Welches Wort, dessen Bedeutung ich in Genua doppelt fühle, wo wir vor Jahren als die Unzertrennlichen gewandelt, als ein Mensch in zwei Exemplaren!

Der Regen gießt nieder, das Wetter ist scheußlich, dennoch hebt sich meine Stimmung. Sie ist nicht mehr, wie so lange, durch das Medium des kranken Unterleibes influenzirt. Es hebt sich mein Muth zu leben. Heute im Hotel Milan bei Wein und Beefsteak hatte ich sogar eine Vision.

Ich sah einen Gott, er war allerdings nicht schön. Miserabler Kerl, redete er mich an, kommst Du wieder zu mir, dem Geist der Epoche? Ja, sagte ich, Du bist es, der uns beseelt, Briefe nach allen Richtungen auszusenden, die Waare zu preisen, für sie den höchsten Preis zu fordern und so das Leben besser zu gestalten.

Nun habe ich doch beschlossen, zuvor an die „Gartenlaube“ zu gehen. Auch das, sagte der Gott, ist der Rückfall in die alte Stimmung, daß Du zuerst zum Freunde gehen wolltest. Der wahre Freund im modernen Sinne ist der Mehrzahlende. Ich konnte nur das billigen. Der Freund bleibt ja sicher.

Die Resultate werden Ihnen sofort gemeldet.

Ich erzählte neulich von den zwei goldenen Cigarren, die ich rauchen wolle, wenn ich einmal guter Laune bin, und die seit zwei Jahren, wiewohl ich täglich daran denke, in meiner Schublade liegen. — Vielleicht rauche ich sie nächstens, bei welcher Gelegenheit errathen Sie.

Ich liebe es nicht, in Briefen, die besonders in Italien dem Verlorengehen so ausgesetzt sind, immer ganz gemeinverständlich zu sein, aber Sie verstehen mich schon auch so.

Viele Grüße an Ihre liebe Frau.

Der Ihrige

Meißner.

Es ist vollkommen klar, daß Meißner, von der Angst befreit und von dem Gedanken, daß Alles beim Alten bleiben werde, gehoben, ein neuer Mensch zu werden beginnt und Alles verspricht, für meinen Roman einen Platz in einem Journal so schnell als möglich ausfindig zu machen. Die Gelegenheit, bei der er die goldene Cigarre anzünden will, ist der Tag, an dem die „Schätze von Sennwald“ in Bregenz ankommen und er dieselben kennen lernen wird.

Als Meißner zu mir nach Monaco kam, hatte

er schon den größten Theil der „Erinnerungen aus seinem Leben", eine Selbstbiographie, welche nur seine Jugendzeit bis zum dreißigsten Jahre umfaßt, vollendet und kehrte dann nach Bregenz zurück, um an dem Schlusse weiter zu schreiben. Ich erfuhr die ganze Sache nicht früher, als bis das Werk nach Neujahr 1884 veröffentlicht war, aber mein Erstaunen stieg noch höher, als ich später entdeckte, daß Meißner meinen Namen in seiner Selbstbiographie nirgends genannt und sogar meine Gegenwart bei einigen ausführlich geschilderten Vorfällen vollständig ignorirt hatte, während die allerflüchtigsten Berührungen mit den nichtigsten Persönlichkeiten nicht vergessen worden waren.

Aus dieser Ursache ließ er mich Nichts ahnen und stellte erst die vollendete Thatsache vor mich hin.

So handelte er zu derselben Zeit, in welcher er sich über unser kaum wiederhergestelltes Einvernehmen so glücklich fühlte und in seinem Briefe ausrief:

„Die alten Freunde! Welches Wort, dessen Bedeutung ich in Genua doppelt fühle, wo wir vor Jahren als die Unzertrennlichen gewandelt, als Ein Mensch in zwei Exemplaren!"

Dennoch sagt sein Stillschweigen mehr, als Alles, was er in seiner Selbstbiographie über mich gesagt haben könnte, und es ist noch bedeutungsvoller, daß seine Selbstbiographie gerade da schon schließt, wo unser literarisches Verhältniß anfängt, und über diesen Zeitpunkt hinaus nicht weiter fortgesetzt werden sollte.

In Meißners Nekrologe in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung 2. September 1885 berichtet der rühmlichst bekannte Kunstkritiker Doktor

Franz Muncker, daß Meißner auf die Frage, aus welchem Grunde er seine autobiographischen Memoiren nicht weiter führen wolle, geantwortet habe, daß sein Leben von diesem Zeitpunkte an einförmig und unscheinbar im Sande verfließe.

So bin ich in den „Erinnerungen aus seinem Leben“ das einzige Ding, das seinem Gedächtnisse entfallen ist, aber er hätte sich sogleich an mich erinnert und eine dritte glänzende Vorrede geschrieben, wenn es ihm zweckdienlich geschienen wäre. Zu dieser Zeit hat er es jedoch für eine bessere Politik gehalten, mich zu verleugnen und gar nicht zu kennen, ohne bedacht zu haben, daß Tausende leben und wissen, daß wir die vertrautesten Freunde gewesen sind.

Im Herbst kam ich nach Bregenz und übergab ihm dort um die Mitte von Oktober 1883 die von mir selbst verfertigte Abschrift meines Romans, aber nicht mehr, wie in früheren Zeiten mein Original-Manuskript. Auf dem Titelblatte der Abschrift stand „Die Schätze von Sennwald von Alfred Meißner“ mit meiner eigenen Hand hingeschrieben.

Sobald Meißner den Roman gelesen hatte, wandte er sich an die „Neue freie Presse“ in Wien und ganz kurz nach Neujahr 1884 antwortete ihm der Chef-Redakteur Dr. Eduard Bacher, daß er bereit sei, den Roman um 2500 Gulden östr. Währung anzunehmen und im August erscheinen zu lassen.

Wiewohl in Anbetracht der Zeitverhältnisse diese Honorarsumme für ein zweibändiges Werk, welchen inneren Werth dasselbe auch gehabt haben möchte, ansehnlich war, forderte Meißner, von sanguinischen Hoffnungen voll, in Berlin viel mehr dafür zu er-

halten, das Manuskript ohne alles weitere Bedenken von der „Neuen Freien Presse“ zurück.

Die Reue kam bald nachgehinkt. Das große Blatt in Berlin, auf das er mit der höchsten Zuversicht rechnete, hatte seine Erwartungen so getäuscht, daß er eilig zur „Neuen Freien Presse“ zurückkehren und, wie er sich selbst scherzhaft ausdrückte, zum Kreuze kriechen wollte.

Bregenz, 5. März Abends 1884.

Lieber Freund!

Die Abweisung hat mich überrascht, verblüfft, wie ein plötzlicher Schlag auf den Kopf. Ich war so sicher gewesen. Ich sah schon die Summe vor mir liegen. Und es ist unbedingt das erste, mindestens das die größten Vortheile bietende Blatt.

Zuvörderst schrieb ich, das Manuskript noch in Berlin zu lassen. Ich gedachte, hinzureisen und das Buch der Berliner Täglichen Rundschau anzubieten.

Dann kam mir der Gedanke, daß es doch besser sei, mich wieder der „Neuen Freien Presse“ zu nähern, und ich verlangte die Rücksendung.

Die „Neue Freie Presse“ kann, wie sie sagt, erst im August publiziren. Vielleicht ist es doch besser, vorher noch bei der T. Rundschau Schritte zu thun.

Was rathen Sie? Und in welcher Form soll ich die Wiederannäherung an die „Neue Freie Presse“, wenn diese rathsam ist, begründen? Oder wäre eine Reise nach Wien und mündliche Verhandlung zu empfehlen?

Meine Gedanken zucken umher, wie die Magnetnadel, bald denke ich, so ist es am besten, bald so! Nun ich schreibe heute noch an die „T. Rundschau“. Inzwischen kommt ein Brief von Ihnen und ich höre, wie Sie von sofortiger Annäherung an die „Neue Freie Presse“ denken.

Es sind eigentlich gar nicht so viele Zeitungen, welche Romane bringen, und gewiß wenige, die sie gut bezahlen. Also wird doch wohl das zu„ Kreuze kriechen“ noch das Beste sein.

Aber wie motiviren? Denken Sie ein wenig darüber nach, auskunftsreicher Mann!

So viel, wie die N. F. Presse giebt die T. Rundschau gewiß nicht, aber sie gestattet sicherlich Nachdrucke. Ihren Brief sende ich Ihnen zu.

Meißner.

Ueberstürzung ist der Unschlüssigkeit eigen. Meißner fordert meinen Rath, wartet ihn aber nicht ab, sondern handelt in demselben Augenblicke eigentlich seiner besseren Einsicht ganz entgegen.

Seit der Zurückziehung des Romans von der N. F. Presse hatte ich ihm freie Hand gelassen und mischte mich in den Gang seiner Verhandlungen nicht ernstlich ein, doch endlich mußte ich den Sprüngen von einem Experiment zum anderen ein Ende machen und schrieb ihm einen Brief, dessen Inhalt in der nachstehenden Antwort deutlich genug widerklingt.

Bregenz, 9. April 1884.

Lieber Freund!

Sie verwahren sich dagegen, daß Ihr Brief zu schroff gewesen, im Stillen gestehen Sie es sich

doch ein. Aber darüber will ich kein Wort verlieren, sondern mich nur an die Thatsachen halten.

Sie haben übrigens die fixe Idee, daß die Rundschau ein kleines Blatt sei. Es ist ein großes, sehr großes mit einem wachsenden Publikum. Sie sagt, mein Honorar sei mehr, als das doppelte, was sie zahlt. Nun das wäre wohl ungefähr 2000 und die große N. F. Presse zahlt 2500. Aber die N. F. Presse will allein drucken. Die Rundschau gestattet Nachdrucke, die doch mehr, als 500 Gulden abwerfen würden. Wo ist also da der Nachtheil, wenn man mit der Rundschau ginge?

Nun aber kommt Etwas, was mich auch heute zu schreiben veranlaßt hätte, wenn nicht Ihr Brief gekommen wäre.

Ich habe am 7. an die „Kölnische" geschrieben. Dieser habe ich nun keinen Preis gestellt.

Es wird nun ein Brief kommen, der vermuthlich das Feuilleton der Kölnischen Zeitung als Maß zu Grunde legt, ähnlich wie bei Be...
Der Brief wird sofort an Sie abgehen, den...
thue jetzt keinen Schritt, ohne Sie zu fragen.
kann das Ausschelten nicht vertragen. „Sicut ba...
culus in manu Superioris esto!" sagt S. ...
Mein Brief an die Zeitung wird dann nach ...
Brouillon geschrieben werden, Kontrolle habe...
immer an der Antwort. Immer sicut bac...
Der Superior kann ruhig sein.

Aber, wie gesagt, sind denn die 200...
Rundschau, die mir sub rosa angeboten, ...
günstig?

Also gehen Sie nicht immer wie eine ...

los, am wenigsten gegen einen so guten Bundesgenossen, wie Ihr

Meißner.

Unter solchen Umständen begann ich die Fesseln meines literarischen Verhältnisses, das ohnehin gegen meinen Willen fortbestand, bald wieder zu fühlen und dessen Fortbestand weit eher, als einen Hemmschuh, als eine Stütze anzusehen. Es war mir schon vorher, von allem Anfang an, ein schmerzlicher Gedanke auch noch die Urheberschaft der „Schätze von Sennwald" an einen anderen Namen, als den meinigen, zu hängen. Jene Freundschaft, der ehemals so viel Opfer entsprangen, existirte nur noch in der Erinnerung und vermochte dem Zuge meiner Reflexionen keinen Einhalt mehr zu thun. Um dieselbe Zeit war ich in der Arbeit an einem neuen Roman, „der kleine Barabbas", ganz vertieft und dabei mußte sich mir die Frage beständig aufdrängen, ob auch dieses Werk das Schicksal der „Schätze von Sennwald" haben und unter Meißners Namen in die Welt gehen sollte, aber so oft die Frage auftauchte, rief es in mir: Nein, Nein, Nein!

Somit war eine unvermeidliche Krisis im Anzuge und welchen Zweck konnte es noch für Meißner haben, die „Schätze von Sennwald" zu veröffentlichen, da mit jeder Zeile, die ich an dem „Kleinen Barabbas" schrieb, die Katastrophe näher rückte?

Ich zeigte ihm daher an, daß ich in einigen Wochen nach Bregenz kommen werde, und untersagte ihm, irgend einen weiteren Versuch zur Veröffentlichung des Romans in der Zwischenzeit zu machen. Als ich jedoch gegen das Ende vom Juni aufbrechen wollte,

stellte die Epidemie, die im Süden von Frankreich und auf der ganzen Riviera ausgebrochen war, meiner Abreise unerwartete Hindernisse in den Weg.

Bregenz, 26. Juli 1884.

Bester Freund!

Seit dem 8. Dieses bin ich ohne Nachricht von Ihnen. Sie schrieben zuletzt, ich solle nicht mehr nach Monaco schreiben, dennoch thue ich es, denn die weiterhin angekündigte Meldung Ihrer Abreise ist noch nicht eingetroffen.

Ich fürchte, daß die Grenzabsperrung oder die Schwierigkeiten und Gefahren einer Fahrt durch Südfrankreich Sie festhalten.

Wo sind Sie? Wohin soll ich Ihnen schreiben? Ich habe Ihnen Vielerlei zu berichten. Geben Sie sofort ein Lebenszeichen, sagen Sie, wo Sie weilen und ob Sie bald kommen können! Mit besten Grüßen Ihr

Meißner.

Ich kam jedoch erst im Herbst an den Bodensee, ließ mich aber nicht in Bregenz, sondern in der nächsten Nähe in Lindau nieder. Meißner brachte schon bei einem seiner ersten Besuche die Veröffentlichung der „Schätze von Sennwald“ zur Sprache und legte mir einen Briefentwurf an die „Neue Freie Presse“, zu welcher er nach reiflichster Erwägung wieder zurückkehren wollte, zur Begutachtung vor.

Ich gab ihm zur Antwort, daß ich jetzt an Nichts, als an meinen neuen Roman denke, den ich in einigen Wochen zu vollenden hoffe. Erst dann würde ich

meine Meinung darüber sagen. Sollte er aber inzwischen die „Schätze von Sennwald“ auf eigene Faust, wenn auch noch so vortheilhaft, an den Mann bringen, so würde ich dagegen bei der betreffenden Zeitung Protest einlegen.

Damit war die Sache abgethan.

Obwohl ich vom Morgen bis in die Nacht arbeitete, ließ sich der Roman in der angegebenen kurzen Zeit nicht vollenden. Der Stoff wurde weiter und größer, wie ein Berg, je näher man ihm rückte. Erst gegen das Ende März war das Werk und dessen Abschrift fix und fertig.

Da säumte ich nicht lange, Meißner zu erklären, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, meine Autoransprüche in ihrem ganzen, vollsten Umfange endlich zur Geltung zu bringen.

Meißner war bei meiner Eröffnung aufs tiefste niedergeschlagen, doch kaum überrascht. Etwas in meiner bisherigen Haltung, ihm gegenüber, was von meiner ihm wohlbekannten Art und Weise abstach, der Umstand, daß ich während meines Aufenthalts in Lindau nie sein Haus in Bregenz betrat, und meine konsequente Weigerung, ihm zu sagen, wovon mein neuer Roman handelte, hatten ihn auf diesen Fall schon längst vorbereitet.

Ich wäre unverzüglich zur That geschritten, aber fast um dieselbe Zeit stiegen von Afghanistan her drohende Kriegswolken am politischen Horizont plötzlich auf und schienen einen Sturm zu bringen, in welchem eine literarische Frage, wie die meinige, ganz unbeachtet verhallt wäre. Während ich sonach gezwungen

war, einen günstigeren Augenblick abzuwarten, ging ich Meißners Besuchen aus dem Weg, da ja unter den Umständen unsere Zusammenkünfte kein anderes Resultat, als vergebliche Aufregung für beide Seiten haben konnten. Am 19. April erhielt ich folgende Zeilen.

Lindau, Hotel Helvetia, 18. April 1885.

Lieber Freund!

Es ist doch wirklich sinnlos und unnatürlich, daß wir so nahe beieinander wohnen und uns nicht sehen. Nun bin ich schon das sechste Mal in Lindau, um Sie zu treffen, und finde Sie nicht, weder in der Helvetia, noch in Ihrer Wohnung. Nach Bregenz kommen Sie nicht. Was soll das? Ich komme Montag mit dem Vieruhrschiff nach Lindau und hoffe zuversichtlich, daß ich Sie endlich einmal in der Helvetia finde!

Meißner.

Diesem Briefe gemäß, fand am Montag unsere Zusammenkunft statt und Meißner ließ Nichts unversucht, um mich umzustimmen, aber mein Entschluß blieb unerschütterlich, dennoch machte ich ihm nach langem Widerstreben zuletzt ein nicht unwichtiges Zugeständniß und sagte:

„So weit gehe ich noch, aber keinen Schritt weiter! Obwohl Sie mir inzwischen meine ganze Laufbahn verdorben haben, will ich doch nur auf der Erfüllung der ursprünglichen Verträge bestehen. Wenn Sie die öffentliche Erklärung abgeben, daß ich der gleichberechtigte Mitverfasser sämmtlicher Romane und Novellen bin, so ist Alles gut. Sie bleiben der mir

ebenbürtige Mitverfasser und wir sind die alten Freunde wieder!"

Meißner ging darauf nicht ein und rief zum Schlusse einer längeren Rede:

„Das läuft auf Eins hinaus! Ich würde nicht mehr in Bregenz leben können, noch irgendwo in Deutschland — so oder so!"

Am 5. oder 6. Mai kam er nach Lindau noch mit einem neuen Vorschlage, der aber ebensowenig, wie alle vorigen einen Eindruck auf mich hervorbrachte, und verließ mich nach einer mehrstündigen Unterredung mit dem Versprechen, an einem der nächsten Tage wiederzukommen, doch ich sah ihn seitdem nie mehr wieder.

Ohne alle Hoffnung, bei mir noch Etwas auszurichten, nahm er zu meiner Frau seine Zuflucht und schrieb ihr nach Edinburgh, um mit Hilfe ihrer Vermittelung eine friedliche Lösung des Konflikts zu Wege zu bringen.

Bregenz, 9. Mai 1885.

Verehrte Frau!

Es ist zwischen Ihrem Gatten und mir ein widriger Konflikt da, wie er zwei Leuten am Abende ihres Lebens nicht wohl ansteht. Solcher Streit führt immer weiter. Er zehrt an unser Beider Gesundheit. Treten Sie ein, vermitteln Sie. Auch England und Rußland haben den Frieden als das Bessere erkannt und sich einander genähert.

Verehrungsvoll

Ihr

Meißner.

Meine Frau antwortete ihm freundschaftlich, lehnte aber alle Einmischung ab nnd betonte, daß ich dies-

mal fest entschlossen sei, meine Rechtsansprüche (claim) durchzusetzen. Sie schrieb ihm englisch.

Ungefähr um diese Zeit mußte die Krankheit hereingebrochen sein, von der Meißner so rasch dahingerafft wurde. Ich hatte vom Anfang bis zum Ende keine Ahnung von seinem Zustande, obwohl ich in nächster Nähe lebte und mit mehreren gemeinsamen Bekannten sowohl in Lindau, als in Bregenz zusammengetroffen war. Weder von seiner Umgebung, noch von irgend einer anderen Seite war mir seine schwere Erkrankung gemeldet worden. Erst die schwarz umränderte Todesanzeige, die man mir von Bregenz zugeschickt hatte, sagte mir Alles auf Einmal und traf mich wie ein Schlag, auf den ich vollständig unvorbereitet war.

Einen Monat nach Meißners Tode habe ich beim Vormunde seiner Kinder meine Rechtsansprüche in ihrem vollen Umfange angemeldet.

Aus der ünermeßlichen Ueberraschung über meine Reklamation, welche sich in der mir erteilten Antwort des Vormundes kundgegeben, geht unzweifelhaft hervor, daß sich Meißner bis zum letzten Augenblicke von seinem litterarischen Geheimnisse nicht getrennt und Alles im vorigen Dunkel gelassen habe, wie auch die Mitteilungen, die er kurz vor dem Tode gemacht haben soll, lauten mögen. Nur die „Schätze von Sennwald" hat er als mein eigenes Geisteserzeugniß anerkannt, doch dieses Geständniß ist nur scheinbar frei und wäre sicherlich unterblieben, wenn er, wie in früheren Zeiten das Urmanuskript des Romans in den Händen gehabt und verbrannt hätte.

Möglicher Weise könnte auch meine in seinem

Hause befindliche Abschrift des Romans, Jemanden, der meine Hand kennt, zu Gesicht gekommen sein und zu einem nothgedrungenen Geständnisse die Veranlassung gegeben haben, doch, indem ich ein solches Zufallsspiel annehme, übersehe ich durchaus nicht die übrigen Umstände, die Meißner allein mit aller Macht zum Reden getrieben haben müßten. Er hat wohl gewußt, daß er bei verschiedenen Zeitungs-Redaktionen auf das schwerste kompromittirt, ja, auf frischer That ergriffen ist, die „Schätze von Sennwald“ als sein eigenes Werk zur Veröffentlichung angeboten zu haben. Er hat die Konsequenzen, die sich für die Ableitung des wahren Ursprungs seiner vorangegangenen Romane daraus ergeben, verstanden und eingesehen, in welchem Maße diese Vorgänge den Erfolg meiner Reklamation fördern und erleichtern müssen.

Er warf daher ein Stück über Bord, um die übrige Ladung zu retten, und hat sein Geständniß mit der Erklärung verknüpft und abzuschwächen versucht, daß er auf mein Begehren und in meinem Interesse so gehandelt habe, um mir zur Verwertung der „Schätze Sennwald“ zu verhelfen.

Das ist Nichts, als eine vermessene Ausrede, über deren Hinfälligkeit und Absurdität nur ein Wort zu verlieren, Verschwendung wäre, besonders jetzt, da die ganze Geschichte unseres litterarischen Verhältnisses vor den Augen liegt und sehen läßt, welche lange Reihe von meinen Werken unter Meißners Namen erschienen ist.

Dieser langen Reihe von Werken hätten sich noch die „Schätze von Sennwald“ in natürlicher Folge